

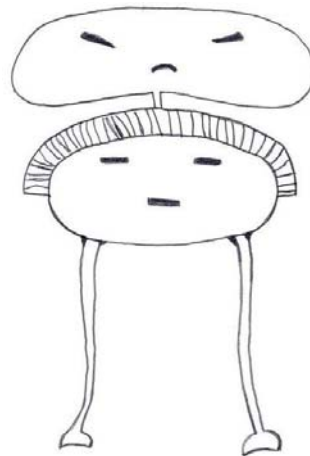
FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 25/2013

Very glamorous, very red carpet

Editorial	S. 3
Sonntag, 18 Uhr zehn	S. 4
Helme	S. 5
Der See, die Burg und die Kur	S. 6
Was kostet Kunst?	S. 8
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 9
Hinter dem Paradies flackert der Showdown (Miss Harmlos)	S. 9
Die Wohnung zum leidenden Schwein	S. 15
Der Rabe Hübschgeschnitzt und Prochnows Karte (Thomas Glatz)	S. 17
Kommunikationsversuche XII (Thomas Glatz)	S. 20
Vom Ort zum Nicht-Ort. Marc Augé und die Übermoderne (Michael Löhr)	S. 21
Die Viren der Popkultur	S. 31
Aus dem Plattenarchiv	S. 34

**Impressum:**

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Editorial

Es ist Herbst und Ihr seht die 25. Ausgabe der Friktionen auf eurem Bildschirm. Seit sechs Jahren regelmäßig erschienen, ein halbes Jahrzehnt begleitet und noch ein ganzes Stück Weg zu gehen. Dabei zeigt das Projekt eine eher schrullige Ignoranz. Ein bisschen trotzig ignorieren die Friktionen Erfolgstechniken und Zeitgeist. Eine definierte Zielgruppe existiert nicht, Zeit und Energie für Abonnentenwerbung Fehlanzeige. Das Projekt spielt Printmedium im Netz, verweigert sich den neuen Kommunikationsformen wie Blogs und Web 2.0. Social Media kommt nicht vor und man kann davon ausgehen, dass, wenn die Friktionen sich dorthin bewegen, die Masse schon wieder woanders ist. Ein kräftiger Hauch 20. Jahrhundert prägt den Habitus: Nachdenken ohne Verkaufsziele, editierte Ausgaben ohne direkte Kommunikation mit dem Publikum und schnoddrige Leistungen bei Layout und Design. Die Überzeugung, dass langsam und leise denken länger verwertbare Resultate bringt.

Inkonsequenterweise haben dabei haben auch die Friktionen dem Wachstums- und Entwicklungswahn insgeheim noch nicht abgeschworen. Natürlich soll alles noch viel besser werden. Mehr und tiefergehende Zeitkritik, mehr Autoren und mehr Leser sind für die kommenden 6 Jahre fest im Plan (wenn auch, wie sich das für so ein Projekt gehört, ohne konkrete Maßnahmen, die das realisieren sollen). In dieser Ausgabe mit von der Partie sind Thomas Glatz, Michael Löhr und Miss Harmlos. Ersterer hat neben seinen visuellen Serien Bilderwitz und Kommunikationsversuche auch einen Text über das Reisen beigesteuert. Von Michael Löhr stammen Überlegungen, die sich mit einer in der Ethnologie sehr wirkungsmächtigen These über soziale Räume auseinandersetzt. Es handelt sich dabei um einen Vortrag, der im Rahmen des Philosophischen Rau(s)chsalons von Hans-Martin Schönherr-Mann erstmals gehalten wurde und dort Auslöser für befruchtende Kontroversen war. Miss Harmlos hingegen entführt uns ins Bayerische Oberland und in die Mittagspause eines Promotion-Mitarbeiters.

Jubiläen sind immer auch ein willkommener Anlass sich zu bedanken. In diesem Fall bei all den AutorInnen, die über die Jahre bereitwillig und unentgeltlich ihre Werke beigesteuert haben: Klaus-Erich Dietl, Holger Dosch, Thomas Glatz, Miss Harmlos, Andreas Heckmann, Daniela Henker, Michael Löhr, Michael Ruoff und Anna Serafin. Ihr alle habt das Projekt zu dem gemacht, was es in diesen Jahren war: eine Plattform, die obwohl egomanisch geprägt und getrieben, durch eure Beiträge breiter und besser geworden ist.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, September 2013

Sonntag, 18 Uhr zehn

Heinrich Winter betrat die Schule. Er kannte die Klassenzimmer hier nicht, nicht die Struktur des Gebäudes und auch nicht den Betrieb unter der Woche. Hätte er in die Turnhalle gemusst, er hätte fragen müssen. An diesem Wahlsonntag war alles ausgeschildert, was für Nichtschüler und Nichteltern von Belang war. Lediglich der Wahlkreis auf den Hinweisschildern war mit der Wahlbenachrichtigung in Deckung zu bringen. Das Klassenzimmer war sofort als solches zu erkennen. Hundert Jahre Schularchitektur hatten keine grundsätzlichen Änderungen in der Gestaltung herbeigeführt. Ein paar Schulbänke mit Sichtschutz, Lehrer, die bewaffnet mit langen, gedruckten Listen offiziell aussahen, wenn auch ein bisschen nach Pfadfinderlager für Senioren. Seine ausgefüllten Wahlzettel warf er in bunte Mülltonnen. Restbestände des Herstellers in den falschen Farben oder Umwidmung in Wahlzeiten? Sie sahen jedenfalls sauber aus. Heinrich hatte sich erst im letzten Moment entschieden. Keine Abweichung. Wählen wie beim letzten Mal. Die Direktkandidaten seines Wahlkreises kannte er ohnehin nur von Wahlplakaten. Er fragte Hilde nicht nach ihrer Wahlentscheidung. So hielten sie es seit ihrer Heirat. Politische Debatten prägten ihren Alltag sowieso kaum. Abschätzige Kommentierungen einzelner Nachrichten der Tagesschau, das war alles. Sie hatten ihr Wahllokal kurz vor Ende des Wahltags besucht. Das Wetter war schön gewesen und der Tagesausflug ins Umland hatte sich länger hingezogen als erwartet. Wieder zu Hause angekommen, konnte man fast schon den Fernseher für die ersten Hochrechnungen anschalten. Das war ohnehin das Beste an einem Wahltag. Schauen was rausgekommen ist. Fast wie bei einem Länderspiel, nur mit mehr Mannschaften. Dabei hatte Heinrich, anders als beim Fußball, nicht wirklich einen Favoriten bei diesem Spiel. Er drückte nicht einmal der Partei die Daumen, die er auch dieses Jahr wieder gewählt hatte. Das Spektakel ‚Wahlabend‘ war nur schwer mit den Minuten in der Wahlkabine zusammenzudenken. Es war schon wieder die andere Seite der Mattscheibe, ein Ritual, das ohne seine Beteiligung statt fand. Die Kreuze in der Kabine kamen eigentlich nur zustande, weil Heinrich keine Lust hatte eine Position des Nichtwählers bei Freunden und Arbeitskollegen zu verteidigen und für eine Lüge schien ihm das Ganze nicht wichtig genug.

Die Wahlsendungen dagegen fand Heinrich schon immer interessant, weniger wegen dem, was da so gesagt wurde, sondern vor allem wegen möglicher knapper Entscheidungen, wegen dem Spektakel, des Urteils über Karrieren und Schicksale. Besonders liebte er die Niederlage, die enttäuschten Erwartungen, den ausgebliebenen Lohn für Arbeit. Opfer des demokratischen Procederes, die nach ihrer Abwahl noch immer tapfer und in aller Öffentlichkeit ihren Anhängern und Wahlhelfern danken mussten um dann im Nebel eines gut bezahlten Verwaltungspostens zu verschwinden. Aus diesem Grund liebte er auch Rücktritte. Die gab es innerhalb einer Legislaturperiode oft gratis und sie waren im Normalfall auch noch moralisch aufgeladen. Der Sünder tritt vors Publikum und gibt seine Karriere preis um Vergebung zu finden. Was er getan hatte war meist nicht wichtig. Im Normalfall ging es um Korruption, Rechtsbrüche oder sexuelle Ausschweifungen, also nichts, was man den Politikern nicht sowieso unterstellte.

Merkwürdig blank blieb demgegenüber das, was die Politiker sonst so taten in ihrem Job. Das wofür sie ihr Mandat erhalten hatten und was Politik angeblich so ausmacht. Heinrich konnte einem Jahr in der Politik bestenfalls ein paar Großdebatten zuordnen, nur selten Entscheidungen oder Gesetze, die

den Namen des politischen Handelns verdienten. Oft genug stand aber dann ‚Sachzwang‘ über der Debatte oder den neuen Zumutungen. Träger der Veränderung schienen andere zu sein. Die Sanierung der Straßenkreuzung vor seinem Haus, bei der der Fahrradweg eine vollkommen miserable Fahrbahnführung bekommen hatte, verantwortete irgendjemand in der Stadtverwaltung, und die neuen Mülltonnen aus Plastik, die mehr stanken als die alten aus Metall hatte auch nicht Frau Merkel angeschafft. Die Milliarden für die Bankenrettung waren angeblich alternativlos gewesen. Hier hatte Heinrich zusammen mit allen anderen sich nur für den jeweiligen Sendboten der schlechten Nachricht entschieden. Das hieß es zumindest. Die eingefrorenen Gehälter in der Gießerei, in der er seit 25 Jahren arbeitete, hatte er wohl den Chinesen zu verdanken und deren brutaler Kostenstruktur. Die wählen dort angeblich gar nicht und das Staatsoberhaupt konnte er nicht einmal benennen.

Welche öffentlichen Angelegenheiten gestalteten die Gewählten denn noch? Verwaltet wurde viel, damit alles in dieser komplizierten Welt seine Ordnung hat. Verwalter muss man nicht wählen. Sie entscheiden nicht, sondern sind Träger von Vorschriften. Gehorsam ist ihr Gebot. Man muss nicht einmal denjenigen wählen, der Gesetze und Verwaltungsvorschriften erlässt, die alternativlos sind – wenn diese Zuschreibung denn wahr ist und wer sollte das beurteilen? Ich muss nur denjenigen wählen können, der Gesetze, Verwaltungsvorschriften und Maßnahmen gestaltet, die so aber auch anders hätten sein können. Von den Tausenden von Vorschriften und Institutionen, die Heinrichs Leben bestimmten, konnte er aber nur Mikrobausteine einer bestimmten Regierung zuordnen. Darüber hinaus blieb dem Politischen eigentlich nur das Spektakel, die öffentlichen Auftritte und die damit einher gehenden Entgleisungen. Aber die fanden auch ohne ihn und seine Kreuze auf den Wahlzetteln statt. Aber dann hieß es, man dürfe sich nicht aufregen, wenn man nicht selbst gewählt hat. Das fand Heinrich unfair. Er hätte sich viel lieber darüber aufgeregt, wie wenig man eigentlich wählt, wenn man wählt. Aber dafür, das laut zu sagen, fehlte ihm am Biertisch und in der Arbeit einfach die Kraft und das Rückrat.

Helme

Helme stehen dicht gestaffelt beieinander. Strahlen erheben sich gen Himmel, Stiefel auf nassem Asphalt erzeugen Zerrbilder auf Pfützen. Grisselige Reflexionen der Neonlichter verschlieren den dunklen Nachthimmel. Gedanken fließen aus einem heraus, versickern unwiederbringlich in der leeren Wohnung, die keine soziale Resonanzfläche liefert. Der Bildschirm überschreitet alles. Simuliert Gedanken, Leben, Entwicklung und läuft doch nur als Endlosschleife, als Simulation eines Kaleidoskops, das durch die Fernbedienung in Endlosrotation gehalten wird. Soundkollagen erzeugen Nachbildungen von Sinn. Das Gehirn ist angestochen wie ein Mastschwein, das im Schlachthaus von der Decke hängt. Der Gedankenfluss wird zur Ader gelassen. Ideenbrei verbindet sich mit dem Teppich zu neuen, kalten Formen der Einsamkeit, unwiederbringlich verbunden mit dem Gebäude, kriechen funktional beleuchtete Flure hinunter und nisten in den parzellierten Artefakten von zwei dutzend Leben im Keller.

Der Strom lässt über die Jahre nach, bis das Zurückbehaltene nicht einmal mehr die Kraft zur Selbstreflexion besitzt. Wo ist die schnelle Eingreiftruppe, die Special Force der Sinnstiftung, die die trübe Rotation von Gedankenresten mit den Farben neuer Ideen anreichert? Sie sind in Pension gegangen.

Unbezahlt, ungebraucht und doch nicht mehr neu. Das Berufsbild ist weggefallen und kein Platz ist mehr für die Fortsetzung als Liebhaberei.

Gebt mir einen Grund für etwas, was nicht präsent ist, für etwas, das hinter den Dingen dieser Wohnung liegt, das beweist, dass es noch Verweisungssysteme gibt. Die Suche nach dem Ding ohne Management. Die Suche nach dem Artefakt, das da ist, unbetreut und deswegen rätselhaft. Und dann noch die Kraft es zu erkennen. Unmöglich nach 100 Jahren Einsamkeit. Das Nichts ist so gut wie jedes Sein. Jede Form der Differenz ist der unmittelbaren Präsenz gewichen. Alles kann neu zusammengesetzt werden ohne dass das Neue noch als Dimension auftaucht. Alles ist der Zeitlichkeit enthoben, ersüft im Sein. Die Frage nach dem Wohin droht kraftlos mit ihrer ehemaligen Bedeutungsfülle. Kein Anker außerhalb deiner Selbst. Der Bildschirm nur Fluss ohne Richtung. Ein dicker Film auf der Geografie, der Topologien verschwinden lässt. Gäbe es noch Raum, wäre es Fläche. Gäbe es Position, wäre es Perspektivenverlust.

Der Einzelne kann allein die Welt nicht halten, ihr Bild korrodiert in vereinsamten Händen. Aus dem Rest steigen Zerrbilder auf, Sehnsüchte ohne Quelle und Sinn. Und niemand da, der noch negiert. Nicht einmal ein Windstoß, der das Eisenoxid verbläst und den nackten Fels der Existenz freilegt. Denken, Erkennen und Leben war gestern und sind heute unvermisst.

Der See, die Burg und die Kur

Auf dem Weg von Schliersee nach Fischbachau im bayerischen Oberland kommt der geneigte Autofahrer an einer Abzweigung vorbei, die zu einem Parkplatz am Wolfsee führt. Eine geteerte Fläche, eingezwängt zwischen der Steilwand eines Berges und einer Veranstaltungshalle, ist hier Platz für automobiler Anreisen, wenn größere Veranstaltungen angesetzt sind. Alles wirkt ein bisschen so, als wäre der Eifer der Gegend jeden Winkel adrett aussehen zu lassen nicht bis hierher vorgedrungen.



Der Eingang zu Halle mündet direkt auf den Platz für die Autos und gibt den Blick frei auf eine gegenüberliegende Burgruine, die an den steil ansteigenden Hang gekuschelt ist. Schaut nach einem unpraktischen Standort für die mittelalterliche Landesverteidigung aus und richtig echt wirken die Mauern aus Ziegeln, die unter dem Putz hervorschauen auch nicht. Das Gasthaus Wolfsee neben der Halle hat zu. Kein Licht im Gebäude, ein altes Auto nutzt das Grundstück für seine fortschreitende Korrosion. Nur der dahinter liegende Campingplatz direkt am See ist in Betrieb. Der Feldweg, der vom Parkplatz entlang der Bergflanke nach Birkenstein führt, ist eingeklemt zwischen verwitternden Burgtürmchen und einer nachgebauten Lourdes-Grotte. Alles wirkt gleichermaßen vernachlässigt wie unecht. Die Burgkulisse

besteht nur aus einer Frontseite, nah vor die Steilwand gebaut. Andere Artefakte sind ganz offensichtlich aus Beton – nicht unbedingt das Material der alten Rittersleut. Neu sind die Bauten aber auch nicht. Es gibt Moos und Überwucherungen.



Die Spurensuche im Netz liefert erst nach Gesprächen mit Anwohnern etwas zu Tage.¹ Es stellt sich heraus, dass Fischbachau, der Ort zu dem Wolfsee und Campingplatz gehört, seinen eigenen kleinen Kurbad-Tycoon und für die lokalen Verhältnisse extravaganten Unternehmer hatte. Der Wolfsee ist ein 1929/1930 künstlich ausgehobener Baggersee. Johann Weizenegger, selbst Allgäuer Einwanderer, glaubte mit dieser sicher nicht ganz billigen Maßnahme ein Heilbad unter der Steilwand installieren zu können. Das klappte wohl auch bis zu einem gewissen Grad und nach dem zweiten Weltkrieg wurde dann gnadenlos aufgerüstet. In dieser Zeit entstanden die Bauten, deren Ruinen heute noch um den Parkplatz gruppiert sind: Eine Burg, eine mittelalterliche Kapelle und (damals) eine Freilichtbühne. Opern, Operetten und Theaterstücke wurden wohl gegeben, und zwar mit großem Besucherzuspruch. Wir treffen hier also auf ein Disneylandprojekt mitten im Oberland. In den letzten 50 Jahren vergessen und nur mit wenigen Erinnerungen verbunden.

Alles, was interessant ist an dieser Geschichte bleibt aber im Dunkeln. Warum ist das Eventkonzept irgendwann auf dem Weg in die neunziger Jahre aufgegeben worden? Welche Reibungsflächen gab es zwischen dem Walt Disney des Oberlands und der Bevölkerung von Fischbachau? Warum hat eher der nahe gelegene herausgeputzte Steinbruch überlebt und nicht die pappige Kulturindustrie? War Johann Weizenegger trotz anfänglicher Erfolge einfach nur zu früh dran? In den Ecken des Schauplatzes vergangenen Vergnügens hängt die leicht morbide Atmosphäre eines partiell gescheiterten und vergessenen Projekts. Der See ist noch da, der Campingplatz ein solider Betrieb und die Veranstaltungshalle hat zwar keinen aktuellen Internetauftritt mehr, sieht aber insgesamt durchaus noch genutzt aus. Um die Ecke wird gesprengt. Da liegt der Steinbruch.



¹ Andreas Estner: Talgeschichte(n) – Bad Fischbachau und der Wolf, in: Der Leitzachtaler. Informationsblatt der Gemeinde Fischbachau, April/Mai 2012, Nr. 2, S. 26f.

Was kostet Kunst?

Vernissagen stehen im Ruf mindestens ebenso sehr dem Erwerb von sozialem Kapital zu dienen wie dem von Kulturellem. Die Eröffnung einer kleinen Ausstellung im Irrland in München hat im Zusammenhang mit einer Verkaufsdiskussion ein skurriles Detail über den Kunstmarkt zutage gefördert. Es scheint in Teilen dieses Geschäfts eine verblüffend einfache Formel zu kursieren mit der Preise für Flachware berechnet werden. Offensichtlich gehen nur Größe und Künstler als Faktoren in diese Rechnung ein. Demnach kann man ein Bild an der Wand einfach über die Formel

$$\text{Preis des Bildes} = (\text{Länge (in cm)} + \text{Breite (in cm)}) * \text{Künstlerfaktor}$$

berechnen. Für einen Absolventen einer Kunstakademie kann man – so die Diskussion auf der Vernissage – von einem Faktor 7 ausgehen.

Warum ist das interessant? Kalkulations- und Preisberechnungsschemen hat die Betriebswirtschaft in Mengen hervorgebracht. Alles und jedes lässt sich berechnen, einschätzen und über Heuristiken bepreisen. Nur bei der Kunst, der hehren Kunst beschleicht uns ein merkwürdiges Gefühl, wenn unter einem Werk ein Preis hängt, der seine Höhe keiner Eingebung, keinem ‚Gefühl‘, sondern einer schlichten Formel verdankt.

Es scheint als schwingt hier eine neuzeitliche Debatte über Kunst nach, die nur ihr eine Rettungsfunktion aus den aussichtslosen denkerischen Ecken der Moderne zubilligte. Schon bei Schiller lässt sich das Projekt der Aufklärung ohne Kunst nicht vollenden. Nur sie kann die emotionale Bildung des Menschen vorantreiben, die bei ihm eine notwendige Bedingung zur Entwicklung eines wirklich reifen Humanismus ist.² Schopenhauers Erlösung vom individuellen, immer mit Leiden verbundenen Standpunkt, kann einzig die Kunst liefern.³ Sie teilt dabei gleichzeitig eine Wahrheit mit, die dem Menschen jenseits des Genies nicht zugänglich ist.⁴ Walter Benjamin kommt nicht umhin in der Kunst den Retter gegen den aufkeimenden Faschismus zu sehen, obwohl er konstatiert, dass das einzelne Kunstwerk im Zeitalter der Reproduzierbarkeit mit dem Problem des Verlustes seiner Einmaligkeit zu kämpfen hat.⁵ Dass es nichts genützt hat ist hinlänglich bekannt, trotzdem setzte auch Theodor Adorno noch auf die Kunst als Ausweg aus einer kapitalistischen Gesellschaft, die in ihrer Monetarisierung des Lebens aus seiner Sicht total geworden war. Nur die Kunst konnte – trotz ihrer drohenden Vereinnahmung durch die Kulturindustrie – die Erinnerung an ein anderes Leben jenseits des Bestehenden wach halten.⁶

Wenn die Philosophie sich die Auswege aus dem aktuellen Elend denkerisch verstellt, muss die Kunst es retten und das prägt, stützt es doch durchaus das klassische bürgerliche Paradigma des innengeleiteten Menschen, der in Kunst, Muße und Bildung den Ausgleich für seine berufliche, rationale und

² Friedrich Schiller – Sämtliche Werke in fünf Bänden, Bd. 5, 7. Auflage, München 1984, S. 612.

³ Arthur Schopenhauer – Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden, Zürich 1988, S. 244 (§34).

⁴ Arthur Schopenhauer – Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden, Zürich 1988, S. 251 (§51)

⁵ Walter Benjamin – Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt am Main 1963.

⁶ Theodor W. Adorno – Ästhetische Theorie, Frankfurt am Main 1973.

marktlich orientierte Tätigkeit sucht.⁷ Es geht hier also um mehr, um eine andere Welt, jenseits des Geschäfts, der kapitalistischen Immanenz und des Alltags. Auf diesem zwischenzeitlich vielleicht etwas ramponierten aber noch stabilen Sockel steht sie, die Kunst.

Natürlich weiß jeder, dass es einen Kunstmarkt gibt, dass Bilder genau so gekauft werden können wie Wiener Würstchen und Staubsauger. Aber dann soll doch bitte wenigstens die Preisbildung auf diesem Markt, der keiner sein sollte, einen Hauch von Irrationalität und der Transzendenz der Kunst bewahren. Wenn am Ende nur Addition und Multiplikation bleibt und selbst der sich selbst inszenierende Künstler auf einen Faktor reduzierbar scheint, sind wir ein bisschen unzufrieden. So haben wir uns das Ende der Kunst, die Schnittstelle zum Markt, nicht vorgestellt. Oder ist es nur das Überleben unter den aktuellen Bedingungen?

Bilderwitze



Thomas Glatz

Hinter dem Paradies flackert der Showdown

In Tegernsee ist Kirchweih. Bier wird hier seit 300 Jahren ausgeschenkt. Neben dem ehemaligen Kloster residiert eine umtriebige Geschäftsfrau, die geschnitzte Fabelwesen aus Muschelkalk anbietet und die wirksam gegen Hautausschläge, Fremdgehen und Übergewicht sein sollen. Am Stand daneben wird Hefegebäck, Ausgezogene, aus heißem Frittierfett gezogen. Paul verbringt abseits des Treibens seine Pause im Pub ‚Sansibar‘ am Tegernseer Bahnhof und würde Samuel Beckett hier mal vorbei schauen, er würde lange auf Godot warten. Wer weiß was sich der Besitzer bei der Namenswahl

⁷ Eine Vorstellung, die durchaus als ein verstümmeltes Fortwirken der Schillerschen Ideen gelesen werden kann.

gedacht hatte: Eine Referenz an das Syltsche Restaurant ‚Sansibar‘, an die Gewürzinsel? Heute ist das ‚Sansibar‘ ein Pub wo man keine Heldenmythen feiert, das aber auch in der Regel keinen Ego-Müll ausspuckt.

Im Pub hängen neben zwei verstaubten Dartautomaten Tafeln mit Namen und ein Richy Rich siegte anscheinend häufig mit Perfect Game, also einem Spiel in welchem 501 Double Out mit 9 Darts beendet wird. Richy Rich akkumulierte Siege wie die Bienen ihre Arbeitseinsätze und es hätte vielleicht auch mal ein Großer aus ihm werden können. Vielleicht gegen ‚The Power‘ Phil Taylor antreten? Naiv sah Richy Rich im Kapitalismus ein Heilsversprechen und steckte fröhlich sein Sieggeld in flotte Flitzer und Mädchen, die seinen dynamischen Wachstumsprozess des Kontos enthemmt mit Reisen nach Goa oder zu Modeschauen nach New York entgegenwirkten. Für Richy Rich war die Keynesische Pflicht zur Ersparnis nicht notwendig. Er investierte ins Blaue. Das meiste Sieggeld in einen Schweizer Versicherungskonzern und interessierte sich auch nicht für die Renditen. Das war allerdings ein Fehler. Richy Rich war der Einstein an der Dart-Scheibe und eine Bollywood-Mischung aus Verschwendungssucht und Tapsigkeit, mit der er sich nie an der Dartscheibe verspekulierte. Das tat aber einer der Zürich Bankiers, ein Spiel- und Wettsüchtiger, der die Versicherungsgewinne verzockte. Richy Rich erfuhr von der Versicherungspleite, während er Soft-Darts auf die Scheibe piekste und der Bildschirm die Festnahme des Zürichers zeigte. Richy Rich, ein präziser Dartspieler, der auf Mätzchen verzichtete, ließ sich seinen Dart-Gewinn auszahlen und zog risikobereit ohne mit der Schulter zu zucken zu einem Wettkampf, wahrscheinlich im nächsten Dörfchen. Richy Rich, der Gary Cooper mit dem Dartpfeilköfferchen. Man wusste nicht woher Richy Rich kam. Man weiß nicht wo er jetzt ist.

Paul nippt an seinem lauen Bier. Ein Raucher verzieht sich nach draußen und über seinem Weizen hängt ein Trockenblumensträußchen, das eigentlich zu Ludwig Thoma ins Heimatmuseum gehört.

Im Tegernseer ‚Sansibar‘ hatte sich der Architekt mit seiner ganzen Radikalität eingebracht. Zum längeren Genuss verführten schon mal nicht die Blech-Stehlampen, die wie Alf Lechnersche Stahlskulpturen martialisch soldatisch herumstanden und nur schnörkelloses Nebeneinander duldeten. Draußen promenierte die gewohnte touristische Tegernsee-Schar. Für gesellschaftliche Ereignisse begab man sich saisonal immer wieder in die Schufferei des Beauty-Managements. Die Boulevard-Süchtigen warteten auf ihren neuen Auftritt und sahen sich als kunstvolle Bauwerke. Da wurde mal das marode Dach erneuert und die desolate Fassade mit einer mattglänzenden Aluminiumhaut umhüllt. So legte sich Kosmetik, da und dort ein Schnittchen, wie eine zweite Haut über das Alte und betonte wieder neu die Form. Tegernseer St. Quirin-Quellwasser⁸, was dank des Zuspruchs höchster Herrschaften zum mondänen Labsal aufstieg und seine Heilwirkung zeigte, ließ die Hautflächen wie glänzende Konzertflügel auf Cocktailparties schimmern. Paul wollte nur ein bisschen traumwandlerisch am Tresen stehen. Bald stand er eh wieder im Kostüm draußen. Die Tage verstrahlten eine merkwürdige Stimmung, und dass er mit einem Spiegelei-Kostüm vor dem Kurzentrum stehen musste, machte die Sache nur traurig-lächerlich. Zur Kirchweih wurde er von einer Agentur gebucht. Er ist eigentlich Schauspieler, aber er gehört schon lang zum abgelegten Ensemble einer totgesparten Bühne. Eigentlich sah er sich als misanthropischen Unterhaltungskünstler, in der Folge von W. C.

⁸ Theodor Geus (Hrsg.) – Reiselesebuch Deutschland, Societats-Verlag 1999, S. 310.

Fields, der Hunde, Mütter und Bankiers hasste, aber in Zeiten des Common Sense wollten die Menschen nur Behagliches hören. Am besten mit inkludierten ausgedehnten Mittagsschläfchen. So waren die Künstler-Angebote knapp. Er hätte noch auf einer Walpurgisnacht in Eisenach am Scheiterhaufen nackt Met ausschenken können, aber das überließ er lieber einen Schauspieler der Berliner Schaubühne, den er bei der Agentur traf und der im Nacktsein sein ‚Elixierpanschen‘, seinen Jungbrunnen sah. Nun gut, so klemmte sich Paul ins Spiegelei-Kostüm und sollte in einer Stummfilmimprovisation gegen Tierprodukte anregen.

Eine vegane Restaurantkette hatte ihr Zelt nahe des Kurzentrums aufgeschlagen und Paul war als Spiegelei zum Bösen bestimmt. Über dem Gesicht trug er eine Eidottermaske, den Körper eingehüllt in eine weiße unangenehme Styropor-Schaumstoffhülle und von seinem Kopf baumelten ein paar Drähte als Eiweißfäden. Einige seiner Anti-Tierprodukte-Kollegen standen in Butter- und Milchtüten-Kostümen herum. Am besten hatte es das Rührei erwischt. Dachte man schon, dass jemand sich in einer Pfanne hin- und herschlagen lassen muss, standen einige Personen in hellgelben Strumpfhosen und Shirts ohne Maske zusammen und performten das Rührei wie einen Tanz, bis sie schließlich aufeinander lagen und sich gegenseitig glücklich abtatschten. Es waren lausige Zeiten für Künstler und Paul blieb in seiner prekären Situation eh nur Sarkasmus.

Neben Paul baute sich Verwaltungsratspräsident Filzmann auf. Unangenehm, ungemütlich, einer der locker Geldpolitik macht und mit Gewinn sein Gewissen schlägt. Der schmierige Fatzke schnaubte über seinem Pils, der Atem hängt schlammfarben auf seinem Maßanzug. Unruhig. Typ Vollidiot. Die Jukebox witterte anscheinend den windigen Filzmann und rostig klimpert Ry Cooder und raspelt ‚El Corrido de Jesse James‘. Eine Art Fabel, die in Form eines Zwiegesprächs zwischen dem Gesetzlosen Jesse James und Gott erzählt wird. Jesse bittet in dem Lied den Schöpfer, ihm seinen alten ‚peacemaker‘, den 45er-Colt, zurückzugeben, damit er auf die Erde zurückkehren und die Wall-Street-Banker mit ein bisschen ‚old style justice‘ vertraut machen könne.⁹ Es schunkelt und walzert und eine mexikanische Blaskapelle rumpelt vibrierend mit Gerechtigkeits-Aura vor sich hin. Auch wenn der alte Slide-Magier noch so ausdauernd krächzt – außer ein paar Betrunkenen, die Kirchweih als Ausgang von der Pflicht exerzierten, spaziert hier keiner mit Colt rein und die Dart-Pfeile muss nach Richy Richs Verschwinden jemand versteckt haben.

Filzmann lächelt ökonomisch, ihm hängen Haarsträhnen wirr ins Gesicht und keine Spur mehr von seinen größtenwahnsinnigen Siegeszug-Oden durch die Finanzwelt. Paul gruselte es bei der Vorstellung mit dem aalglatten Typen ein Bier zu trinken. Würde man diese Manager in späteren Jahren auch mal unter Naturschutz wie beispielsweise die Dodos stellen? Die Tölpel unter den Ausgestorbenen. Die keinen Bedarf mehr für ihre Flugfähigkeit sahen, weil sie vor nichts mehr fliehen mussten bis ein Vulkan ausbrach.

So kamen Paul diese Finanz-Manager vor. Wie flugunfähige Dodos, die sich zu früh in Sicherheit wogen und sich im behaglichen Lebensraum einrichteten. Die Dodos dachten nicht voraus, der Manager tut das zwar, aber er stellt sich da oft mindestens genauso tölpelhaft wie die arglose Gattung an. Paul fragte sich, ob das Aussterben der rückgratlosen Manager auch Künstler traurig machen

⁹ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. September 2013, S. 30.

würde. Vorstellbar, dass jemand wie Douglas Adams zwar von der traurigen Geschichte des Dodos zutiefst gerührt war, aber berechenbare Manager gerne in ihrer Narzissmusfalle unerwähnt verrecken ließ.¹⁰ So wie der flugunfähige Dodo irgendwann mal Adams in sentimentale Höhen schickte, oder Lewis Carroll auf denkwürdige Weise inspirierte oder Hilaire Belloc zu wehmütigen Gedichten reizte, ist wohl in nächster Zeit keine Produktion von sehnsüchtigen Manager-Poems zu erwarten. Vielleicht würde sich ja das Managerleben irgendwann nur noch auf einer karstigen Insel abspielen.

Filzmann, der anscheinend hier im ‚Sansibar‘ nach Zerstreuung suchte, gehörte zur Schweizer Wirtschafts-Elite. In diesem Matschegesicht lag soviel ‚Banalität des Bösen‘¹¹, dekoriert die gähnende Leere mit hohler Attrappen-Lebenslust und ein bisschen bengalischen Feuern, einer der den Finanzmarkt nur als Vergnügungsindustrie sieht für den er halt auch ein bisschen mitarbeitet. Von dem Manager heißt es, er habe einen Zürich-Finanzchef in den Suizid getrieben. Vormittags war er noch in einem Michelin-Restaurant im Casino in Bad Wiessee um sich von der Witwe des Suizidierten Vorwürfe anzuhören. Mal abgesehen vom Verlust des Gatten, Schmälerung der repräsentativen Stellung, nörgele sie an den zauberhaft hergerichteten Speisefolgen herum. Filzmann hörte hirschschnitzelkauend der Gnädigsten zu, die leitmotivisch beschwor, dass man in der Küche wohl noch nie was von laktose- und glutenfrei gehört habe. Zwei Egomanen mit glattgeschliffenen Leben, deren Phantasie noch nicht mal für abgründige Freizeitgestaltung ausreichte.

Filzmann stand hier im ‚Sansibar‘, weil er Unannehmlichkeiten endlich abwiegeln wollte. In letzter Zeit gab es vermehrt Selbstmorde in den Schweizer Führungsetagen und auch die hektische sportliche Überforderung eines Swisscom-Chefs¹² half nicht mehr seine ‚Work-Life-Balance‘ herzustellen. Soviel ‚heroische‘ Herangehensweise, seinen Job unter Einsatz aller Fitness, aktualisieren von Partnerinnen zu meistern, sich dann aus dem Staub zu machen, erfordert erst mal staatstragende Begräbnisse. Diese wurden in den marktfähigsten konfessionstreuen Kathedralen mit viel Weihrauch zelebriert. Ein Wochenmagazin betitelte süffisant ‚Feigheit vor dem Leben‘¹³. Der im Tegernseer Bahnhofs-Pub herumlungende Filzmann gehörte nicht zu den Bewunderern, die den Selbstmord einer Führungskraft überhöhten. Es war ihm ziemlich egal. Ihn überfiel nur das wurmstichtige Gefühl, dass er einiges an Bestattungskosten mittragen musste. Dass diese ichbezogenen Selbstmörder sich auch noch in stattlichen Kathedralen zu Grabe tragen lassen, nachdem sie sich aus der Verantwortung stahlen und mit ihrem Eliteanspruch nicht mehr zurecht kamen und dann noch im Abschiedsbrief stöhnten, dass sie vor Untergebenen von Filzmann kritisiert wurden. Da machten sich Schwerverdiener zu Opfern, die ihre Belastbarkeit mit Wehleidigkeit auffüllten, oder ihre Privatangelegenheiten mit neuen Liebhaberinnen auffrischten worauf ihnen Familienanschluss verweigert wurde. Die Glorifizierung der

¹⁰ Richard Dawkins – Geschichten vom Ursprung des Lebens, Ullstein 2004, S. 397-398: In einer der Episoden von Doctors Who, die er in den 1970er Jahren schrieb, dient der Seminarraum des betagten Chronotis in Cambridge als Zeitmaschine, aber er benutzt ihn nur zu einem einzigen Zweck, und der ist sein geheimer Fluch: Wie besessen sucht er immer wieder das Mauritius des 17. Jahrhunderts auf weil er um den Dodo weinen muss. Wenig später verwendete Douglas Adams das Motiv des Dodos in seinem Roman ‚Dirk Gently’s Holistic Detective Agency‘.

¹¹ <http://derstandard.at/1358304576735/Die-Gesellschaft-leidet-an-moralischem-Alzheimer>, Clemens Sedmak.

¹² Carsten Schloter.

¹³ Weltwoche Nr. 37/2013. S. 32.

prachtvollen Selbstmord-Inszenierung unter dem Siegel eines ‚Creative Directors‘, ärgerte Filzmann noch mehr, denn soviel Pracht wäre nur für ihn angemessen. Die Berliner Symphoniker führten Bruckners Trauermusik auf und Anna Netrebko sang für exklusive Gage das ‚Ave Maria‘ und über dem seichten Procedere schwebte ein Zeppelin mit Trauerflor.

Das wehleidige Großmaul ertränkte im Pub seinen Status des Alphetiers und manchmal hielt er sich theatralisch die Hand an die Brust. Man könnte meinen, dass es ihm leid tut, dass er seiner treuen kroatischen Putzfrau daheim nur Zynismus kredenzt, dafür noch jedes Putzmittel gramm-genau abwiegen lässt, anstatt ihren Lohn zu erhöhen. Doch Dunja, der hellwachen Putzfrau, reichte das Einfordern von Arbeitsrechten und des vernarbten Arbeitsverhältnisses. Irgendwann nahm sie per Anhalter ein seltsamer Typ mit, der wenig sprach, schnell in einer Kneipe vorbeischaute, 30 Minuten ein paar Pfeile durch die Luft fliegen ließ, während sie im Auto wartete. Von den Geldbündeln steckte er Dunja einiges zu und er besuchte sie wenn Filzmann sein Schweizer Unwesen trieb. Richy Rich war auf den Hausherrn ganz schlecht zu sprechen. Für ihn war das eines diese Ausbeuter-Scheusale, die mit ihrem schamlosen Risikomanagement und Boni-Jonglieren perverse Orgien feierten.

Dunja musste neben der Hausarbeit die Trüffelplantage versorgen. Filzmann schuf sich nämlich mit diesen Königen der Pilze einen neuen Markt, den er sogar noch selbst kontrollieren und steuern konnte. Dunja lieferte ihm die Idee. Sie stammte aus Istrien und ihre Eltern bauten einen Trüffelhandel auf. Deren Hunde waren Trüffeljäger. Auffallend war, dass weibliche Hunde ihre Arbeit ernster als ihre männlichen Kollegen nahmen, denn sie lassen sich nicht so leicht ablenken. Hat der Hund die begehrte Knolle entdeckt, ist Eile geboten. Ist das Tier schneller als sein Herrchen, kann es schon passieren, dass es eine 500 Euro-Delikatesse futtert, anstatt sich mit dem üblichen Leckerli als Belohnung zu begnügen, so Trüfflexperten. Filzmann nahm Witterung auf für seinen Trüffelvertrieb. Er dachte natürlich zukunfts- und wohlstandsorientiert und wollte sich nicht nur auf das Jagdglück der istrischen Trüffelscouts mit pomadigen Hunden verlassen. So nutzte er sein herrschaftliches Grundstück, was sogar noch Gloria von Thurn und Taxis neidisch erleichen ließ, und legte auf 8000 Quadratmetern eine Plantage mit über 300 Eichenbäumen an, die mit Trüffelsporen infiziert wurden. Mit Bauernschläue, Fachwissen der gekauften Experten und Fingerspitzengefühl – was er auch Dunja zu verdanken hatte, wenn er sie nach ihrer istrischen Trüffel Familie ausfragte, wuchsen im letzten Jahr im Eichenhain erntereife Edelpilze heran. Gourmet-Restaurants und Edel-Puffs begehrten bald Filzmanns Alba- und Aestivum-Trüffel oder den Tuber Albidum wovon das Kilo schon mal 700 Euro kostete. Längerfristig hatte Filzmann vor seine Trüffel wie an der Börse zu handeln und jeden Ertragsrückgang im Anleihehandel auszugleichen. Filzmanns Plantage war seinen Luxus-Hunden eigentlich verboten aber als Richy Rich die Plantagentore öffnete und die Leckerlis zu den Bäumen auslegte, waren die Köter nicht mehr zu halten und sättigten sich wohl über mehrere Tage an den kostbaren Trüffeln. Zwischenzeitlich saß Dunja mit Richy Rich selig kichernd im roten Cabrio, und so was von breit auf dem Weg nach Rovinj, dem kleinen Venedig Istriens. Der Anblick der abgekauten Trüffelanleihen zeigte sicher schon mal wie eine drohende Apokalypse aussehen könnte.

Im Pub nickte Filzmann Paul gönnerhaft zu. Zu mehr als ‚leck mich‘ und einem verächtlichen Unterlippenzucken reichte es bei Paul nicht. Und Paul erinnerte sich ‚Dieser Mann sitzt mit Vorliebe im

Dunkeln, er kommt selten ans Tageslicht, er hält sich, wenn man ihn anspricht, die Ohren zu, um nichts hören zu müssen¹⁴. Damit dieser Gröfaz auch wirklich kapierte, dass er nicht mal seinen Atem hören wollte, nahm Paul eine abwehrende Körperhaltung ein, als müsste er sich gegen ein Rudel Wölfe wehren. Nicht ansprechen, hämmerte es in ihm. Gröfaz parierte mit seinem Restinstinkt. Irgendwie schien ihm Paul wohl auch zu verrückt zu sein. Der schwieg ja wie ein Bekloppter.

Paul besaß nur knappe Ressourcen an Gunstbezeugungen, mit denen musste er haushalten. In einer Stunde musste er wieder am Supermarkt das Spiegelei geben. Mit einem Filzspiegelei bekam man keine Avantgarde-Garantie übergestülpt. Wenigstens war man für die allgegenwärtige Überwachung nutzlos. Hingegen tanzte während seiner stummen Spiegelei-Performance ein kleiner Junge, man hätte ihn auch Fatty rufen können und schrie, ob das hier ‚Raumschiff Enterprise‘ sei, wegen seines gelben Kostüms. Der Wohlstandsfaulenzler ließ Paul mit Wehmut an ‚Raumschiff Enterprise‘ denken. Hier war der Kampf gegen allgegenwärtige Überwachung schon lang verloren, aber die Welt war positiv. Untereinander herrschte ein vertrautes Miteinander, ohne, dass man gleich in Cyber-Mobbing-Attacken aufeinander losging. In den Bauspargesichtern ist die infantile Neugierde schon lang erloschen.

In der Star-Trek-Version werden verbleibende Arbeitsplätze nach Fähigkeiten vergeben. Hier muss keiner mehr Dinge tun zu denen er keine Lust hat. Knappe Ressourcen werden rationiert, aber gerecht verteilt. Der Star-Trek-Computer weiß alles und sammelt alle Daten, öffnet Türen, steuert Fahrstühle. Aber er benutzt diesen Reichtum nie gegen einen.¹⁵ ‚Wo bleibt nur Captain Kirk?‘, dachte Paul wehmütig.

Eine Gruppe Inline-Skater eroberte mit Haudrauf-Gepolter das Pub. Junge Blader mit geriatrischen Liebespaaren und prahlender Sportlibido. Nun pausieren sie am Tegernsee von ihrer langen Strecke ab Wildbad Kreuth, wo man sich politische Verklärungen ins Gewebe träufeln ließ. Paul kam sich endgültig wie ein Mauerstückchen aus babylonischer Zeit vor. Mit ihren Fitnesshosen schraubten sie sich in die Höhe. Eine Gruppe, die in ihrem Beweglichkeitshochmut und dem brutalen Fitness-Dress wie eine Region mit Windrädern wirkte. Ihm fiel der Weg von Berlin nach Brandenburg bis zur Ostsee ein. Dort wurden im Zeichen der erwarteten Energiewende die Flächen großflächig mit Windrädern verunstaltet. Sieht man diese Landschaftsekzeme, sinkt die Leidenschaft für diese Art der Stromgewinnung enorm. Da standen sie, diese Ben- and Jerry-Eis-Cine-Multiplex-Paybackpunktesammler-Coldplay-Konsumenten, stolz und geil drauf Inlineskater zu sein. In ihren Trainingskostümen, die sie wie Militär-Overalls um sich drillten. Abscheuliche ‚Opium fürs Volk‘-Parade, brummte Paul, aber wenn das das Empfangskomitee für Dantes Hölle ist, kanns ja nicht schlimmer werden. Alle drangsalieren sich mit Bewegung und Paul fragt sich was diese nutzlose Anstrengung, außer Muskelkater, bringen soll. Ob da auch noch Sinn rausspringt, hätte vielleicht Walter Benjamin spöttisch gefragt und Aura gesucht.

Filzmann schmachtet weiter nach Aufmerksamkeit. Hopp-Topp! Er wird von einer rüstigen Inline-Skaterin angestrahlt. Eine Dürre, die an einer Pepsi Light saugt und deren Stimme eher an Max Goldts

¹⁴ Ror Wolfs Welten, aus dem unveröffentlichten Buch; Raoul Tranchierers Notizen aus dem zerschnitzelten Leben, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. September 2013, S. R6.

¹⁵ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. September 2013, Felix von Leitner.

‚Radiotrinkerin‘, als ein anmutiges Ding, erinnert. Dieser Typus Frau, der in Wolf Haas-Krimis die Rolle der faschistoiden Schreckschraube im Waschsalon spielt und auch noch mit den letzten kraftlosen arthritischen Winkelzügen die Bewohner im Gemeindebau terrorisiert, so dass der schon lang von der Weltbühne gestrichene Theater-Dramaturg Werner Schwab in seinem Grab nochmal zu einer exzessiven Selbsterstörung einladen würde. Der sich an Filzmann wamsenden Frau eilt das Gerücht voraus, eine neue Bekanntschaft im Handstreich einzunehmen, so wie Nokia von Windows, Rotgrün von Schwarz oder Blood and Death Metal von Trachten-Brass-Banda-Bands, Brettspiele von GTA.

Filzmann und seine neue Verehrerin sind stürmisch verknäult. Der Raucher, der nun wieder zu seinem Bierglas wankt, rollt die Augen und wirft ein verstecktes Dartpfeilchen ziemlich passgenau zwischen das sich verschlingende Paar. ‚Amor lässt grüßen und Beate Uhse Kondome auch‘, er lacht ihnen dreckig zu und ergänzt boshaft ‚heut habt ihr euch ja die Parship-Kosten gespart.‘

Paul muss wieder zurück auf seine Spiegelei-Bühne. Im oberbayerisch zurecht geschminkten Ort übersteht man die Stunden vielleicht auch wirklich nur mit Kostüm. Die Inline-Skater werden bald wieder nach Wildbad Kreuth streben. Ins Tegernseer Tal, das sich selbst das Glückliche nennt und mit sich und der Welt zufrieden, werden sie an politischen Aufgüssen teilhaben.¹⁶

Bald wird Filzmann seinem Haus- und Villen-Oberaufseher-Köter ‚Colonel White house‘ wütend verzweifelt die letzten Trüffelitzelchen aus der Schnauze reißen und wie ein ungezogenes Kind sich am Boden greinend hin- und herwälzen und schluchzend auf die nur noch mit zarten Flaum überzogene Goldgruben-Plantage sehen. Richy Rich und Dunja betreiben bald die istrische Trüffel-Börse. Aber das versteht sich wohl von selbst.

Miss Harmlos

Die Wohnung zum leidenden Schwein

Benni war sichtlich angefressen und das durchaus zurecht. Zwei Wochen gemeingefährlich schlechte Versorgung lagen hinter ihm. Gedankenlos und sporadisch hatte ich ihn mit Wasser und Salat versorgt. Schweinebratenfragmente und ein paar selbstgebrannte CDs hatten dabei ihren Weg in die Futterecke des Käfigs gefunden. Ein skurriler Effekt der beispiellosen Zerstretheit jener Wochen. Es finden sich immer gute Gründe die Schuld für solche Phasen außerhalb seiner Selbst zu suchen. Ohne Zweifel hatten Sonderschichten in der Denkmaschine genauso zu diesen Aussetzern beigetragen, wie meine aktuellen amourösen Verstrickungen. Wenn außergewöhnliche Belastungen zum Abstreifen des Alltagskorsetts zwingen, werden manchmal mehr Rituale über Bord geworfen als zur Bewältigung der Situation notwendig wären. So auch in diesem Fall. Selten war ich zu Hause gewesen, noch seltener dabei auch geistig anwesend. Doch jetzt drang Bennis mörderische Laune zu mir durch. Vollkommen klar, er war tief verletzt. Weniger wegen der lausigen und ungesunden Versorgung, sondern eher wegen der tiefen Gleichgültigkeit, die mein Verhalten ihm gegenüber in letzter Zeit gezeigt hatte.

Benni konnte das schon immer gut: diesen Blick tiefer Verletztheit, dieses am Leben zerbrochen sein während man dem Verursacher dieses Zustands entgegen tritt. Mich konnte man mit so einem Auftritt

¹⁶ <http://www.hss.de/bildungszentren/wildbad-kreuth/geschichte.html>.

von je her erwischen. Bereit, alles zu tun, um es wieder ‚gut‘ zu machen, war ich von Anfang an aller Verhandlungsmasse beraubt. Dabei erforderte das Procedere, dass niemals eingestanden werden durfte, dass es sich bei dem, was dann üblicherweise kam, überhaupt um eine Verhandlung handelte. Ein Bruch mit der Welt wie der von Benni beklagte – und von mir verursachte – ist eigentlich nicht verhandelbar. Entsprechend geht es also darum, Wege zur Heilung gemeinsam leidend zu ertasten. Was könnte Benni helfen? Er weiß es natürlich selbst noch nicht. Immerhin – auf der Basis frischen Wassers und eines neuen Ökosalats darf ich mich entschuldigen. Eigentlich mehr in Schuld und Sühne suhlen. Benni sieht mich bei meinen Bekenntnissen mit gebrochenem Blick an. Er weiß halt auch nicht, wie er das überhaupt mit mir aushält. Es hat wohl mit Abhängigkeit zu tun, er ist mein Richard Burton, ich seine Liz Taylor.



Das macht die Rücksichtslosigkeit nur umso schändlicher. Schutzbefohlene, Geliebte und Abhängige hat man schließlich gut zu behandeln. Nach Stunden im nasskalten Bad der Scham der vorsichtige Vorstoß. Er könne sich vorstellen, den tiefen emotionalen Graben, der unser Verhältnis im Moment kennzeichne, vielleicht durch bewährte gemeinsame Rituale zu mildern. Konkret denke er da an gemeinsame Shoppingtouren. Die Wochen schlechter Ernährung, gefangen in einem Käfig, der an die Sondermülldeponien der Elfenbeinküste erinnere, habe ihm klar gemacht, was fehlt. Wenn alternde Kunstharze und schimmeliges Essen das tägliche Erleben prägen wird schnell klar, was allein eine solche Situation abmildern kann: neue Schuhe und ein Flipchart.

Ich hatte Schlimmeres erwartet. Schuhe waren für Benni eine übliche Forderung nach einem Streit. Der hintere Teil seines Käfigs war geprägt von strengen Anordnungen verschiedener Schuhquadrupel, sortiert nach Farben, Anlässen, Anschaffungsdatum oder Hersteller – je nach Jahreszeit und Laune. Benni konnte ganze Tage mit der Entwicklung von neuen Sortierkriterien verbringen. Neue Strukturen für sein schier unabsehbares Heer an Schühchen. Das Flipchart war Symbol und Bedürfnis zugleich. Einerseits zeigte es überdeutlich, dass der Affront größer als sonst gewesen war. Andererseits hat Benni schon mehrmals angedeutet, dass ihm daran gelegen war, seine Firmengründungspläne zu konkretisieren. Da ist er ganz Kind seiner Zeit. Konkretisieren hieß bei ihm von je her visualisieren. Ein geschickter Zug. Mit dem Flipchart signalisierte mir Benni letztlich auch, dass die Schweinebraten-CD-Mischung ihm klar gemacht hatte, dass es Zeit wurde, sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis zu lösen – zumindest unternehmerisch-monetär. Er habe jetzt vor, sich ein bisschen mehr um sich selbst und seine Pläne zu kümmern, ließ er mich wissen. Die Rolle des blöden Meerschweinchens, das zu Hause wartet, bis Frauchen nach Hause kommt, sei er jetzt leid. Was soll ich sagen, emotionaler Frieden zu Hause war mir schon immer das Wichtigste.

Es gab letztlich neue Schuhe, gleich 2 Quadrupel. Und auch das Flipchart mit einem Satz Stifte. Viel ist damit noch nicht passiert. Benni entwickelt vor allem neue Ordnungssysteme für seine Schuhe und dokumentiert seine täglichen Ausscheidungen. Uns geht es wieder gut, zumindest bis zum nächsten Überstundenblock in der Denkfabrik.

Der Rabe Hübschgeschnitzt und Prochnows Karte

Ein Bach durch Blumenflur. Ein grünes Polizeiauto auf einem Feldweg. Es wirkt wie getarnt. Hinter einem Wäldchen auf einer Anhöhe ragt ein Turm in den Himmel. Ist das eine Burg? Oder ist es die Einbildungskraft? Der Rhein ist Deutschlands schönster Strom, stolz wie ein König wälzt er sich in seinem Bette. Eine Gegend von spielzeugschachtelhafter Adrettigkeit ist das hier. Auf einem Hügel steht ein Burgtürmchen auf dem eine Deutschlandfahne weht, die wirkt wie eine Käsehäppchenfahne in einer Kindersandburg.

„Der Rabe ist sehr hübsch geschnitzt: In virtuosen Rabenschwüngen sind in der Mitte rechts und links Birnenblattwerk und Blüten. An der Ecke ist Blattwerk aufgerollt und in Zipfeln nach außen gezogen; zur Mitte ist ein Perlstab aufgesetzt. Als Mittelstücke sind Ornamente aus Blattwerk mit Rollwerk und Roncailleschwüngen kombiniert.“ Schimmelgrün vor Zorn fällt mir auf, dass ich mich verlesen habe. Statt des Raben ist ein Rahmen gemeint. Ach und weh! Das Schmunzeln in meinen Augenwinkeln erlischt. Es ist wie ausgeknipst. Fahriger, schweißdampfer unruhiger Schlaf übermannt mich im Traum. Der Rabe ist ein Seidenraupenzüchter in einer großen Seidenraupenzuchtfabrik im Mittelwesten. Ich bin fast da.

Zuerst ist der Heimatort nur ein Pinselstrich am Himmel, dann hält der Zug pünktlich an der Stelle, wo der Horizont wolkenverhangen und niedrig ist. Geschwindzüge finden sich pünktlich und fahrplangenaue in dieser Weltgegend ein. Am Gleis stehen nur ein sich schnäuzender Bahnbeamter, eine anthropomorphe mannshohe Wurst aus Plastik, die in der Geste, ihr bares Haupt mit Plastikketchup aus einer Tube zu beschmieren innehält, und ich.

Regieanweisung: Nieselregen. Vor dem Bahnhofsgebäude eine Schnellpizzeria und ein Autoreifenhändler, der sich großsprecherisch ‚Partner der Pneumage‘ nennt. Ein Reihenhaus mit einem hüft-hohen Zaun steht da, der Rasen ist büstrenschnittig. ‚Wir pflegen ihren Firmensitz‘, steht auf einem Transparent. Die Flatterlaute eines vergessenen Sonnenschirms, von dem der Regen rinnt. Regenfransen, Fallgeräusche auch am Gartenpavillon. Ich flüchte vor dem Regen, spurte in den Gasthof Wipfler in der Bahnhofsstraße. Aus der Gaststube die Mischgeräusche eines speckigen, abgegriffenen Kartenspiels. ‚Sakrament, Sakrament‘-Rufe und ein Gitarrensolo im Lokalradiosender. Ein altes Stück Borke mit Gegend bemalt hängt über den Kartenspielern an der Wand. Daneben sieht man einen Druck einer perspektivisch verkürzten Draufsicht auf ein skizzenhaft ausgeführtes Greisenhaupt, die von hohem Virtuositentum zeugt. Das Würgen der Kaffeemaschine ist zu hören. ‚Mindestens 500 Tote‘, sagt eine Stimme im Radio. Ein Schiff mit Bürgerkriegsflüchtlingen aus Afrika sei vor der italienischen Küste gekentert. ‚Der Hermann, der Saukopf. Die verkehrte Sau war’s, des hoda ned dergneist‘, sagt einer mit einer rauchigen Stimme, die mir sehr bekannt vorkommt. Hermann ‚Wuggy‘ Prochnow mischt erneut. Er wirkt wie der Donnergott, der seinen Vorschlaghammer sucht. Alt ist er geworden.

Daneben sein Busenfreund, der Wimmer. Sie spielen mit dem Deininger und dem Pensionisten, dessen Namen mir entfallen ist, der jahrelang bei der Bavaria Naturdarm beschäftigt war ihre Samstagabendstapfkapfrunde. Ich bestelle einen Tee, warte, lese in der Werbebroschüre der neuen Wellnessoase. Die Hopfenhütte der Limestherme wird ein Jahr jung. Herzstück der rustikal-gemütlichen Wellnessoase ist die Duo-Badewanne ‚Zenzi‘ mit Sprudelprogramm, Unterwasserfarbspielen und Luftmassage. Bei regionaler Volksmusik kann man das Hopfenentspannungsbad zu zweit genießen. Ein Weißwurstcarpaccio mit Ruccoladressing und ein gutes Bier, zum zünftigen Anstoßen auf das wahrscheinlich bayerischste Baderlebnis sind im Eintrittspreis von 50 Euro inbegriffen. Da könnte man eigentlich einmal hingehen zum Ausspannen.

‚Früher war’s a Leberkäslokal. Heid is a Italiener drinnen‘, sagt der Kartenspieler Wimmer und reißt mich aus meiner Lektüre. ‚Ach du dickes Ei‘, ruft der Deininger.

Sie haben ihr Spiel beendet und winken mich an den Tisch. Wie es so gehe. Was ich so treibe. Ich käme gerade aus Köln, geschäftlich, sei gerade auf einer Messe in Spanien gewesen. Die Fluglotsen hätten gestreikt und so hätte ich mit einem Gabelflug über Rom nach Köln fliegen und mit dem Zug hierher zurückreisen müssen. Und im ICE sei die Klimaanlage wieder einmal ausgefallen. Das sei ja die reinste Reise nach Deva Marina, sagt der Prochnow, die Arme wie eine Brezel vor der Brust verschränkt. Die Deva-Marina-Geschichte ist mir natürlich hinlänglich bekannt. Erst winke ich müde ab, aber eigentlich höre ich sie mir gerne an, weiß ich doch, welch große Freude es den Herren bereitet, sie zu erzählen. Ich habe allerdings nie so richtig verstanden, wer in der Geschichte in dem einen und wer in dem anderen Auto saß, wer Luftmatratzianer und wer bei der Pressackgruppe war. Das scheint sich im Laufe der Jahre, je öfter die Geschichte erzählt worden ist, bunt vermischt zu haben, und mittlerweile keine Rolle mehr zu spielen.

1956, die große deutsche Reisesehnsucht nach Italien. Da hätten die Herren beschlossen einmal nach Deva Marina zu fahren. Zu siebt.

‚Der Hermann ‚Wuggy‘ Prochnow in seinem VW, a Schuifreind vom Wimmer, der Kneitinger in seinem Opel Caravan‘, sagt der Wimmer mit einem Leuchten in den Augen.

‚Mir fahren Karfreitag, aber nicht vor Elfe. Vorher trink mer no was. Und nacha geh mer no zum Wipfler‘. Um Elfe fuhr man los. In Garmisch hätte es eine Umleitung gegeben. Die Reisenden im VW fuhren die Umleitung, die im Opel Caravan nicht. ‚Ach, geh, die Umleitung brauch mer ned fahr´n‘ hätte der Wuggy Prochnow damals in seinem Suri vor sich hingebrabbelt. In Scharnitz an der Grenze verpassen sich die beiden Pkws natürlich. ‚Do hod ma sie eintragen miassn damois, und mir ham geseng, dass die andern scho durch san, und mia ham denkt mia zan zerscht‘, sagen Prochnow und Wimmer wie aus einem Mund.

Die ersten fuhren nun weiter, den Zirler Berg, die alte Brennerstraße.

‚In Franzensfeste da geht´s links nei ins Pustertal, und rechts weiter nach Brixn, Bozn.

Da ham mer uns verfahren. Mia ham de ganze Strecke zruck miassn nach Franzensfeste und die andern ham gmoant mia san voraus. Dabei warma mia iaz wieder hintnach. Plötzlich war da a Schuidl am Baam. Wir sind am Zeltplatz in Sowieso. Am Zeltplatz war a Schuidl ‚Sind vor 5 Minuten weitergefahren‘, derweil wir niemanden angetroffen haben. Wir werden uns an der Anschlussautobahn tref-

fen'. Prochnow rollt bei dem Wort ‚treffen‘ das R, als ob er eine Lastwagenkupplung im Halse hat und gerade in den zweiten Gang schalten will.

‚Ja, na hamma gsagt, weil mir warn iaz scho so schee weit drunt, mir treffa uns scho in Deva Marina. An der Riviera gibt ´s aber so vui ‚Marina‘ und mia ham nimmer gwußt, dass des ‚Deva‘ hoast. Iaz san mir halt links gefahrn und de andern rechts. De warn scho an der französischen Grenz drom.‘

Wimmer übernimmt: ‚Vor Deva Marina ham mir vor am Tunnel zeltet, damit mir de andern seng, wenna raus aus am Tunnel kemma. Zelt und Luftmatratz warn in oam Audo und de andern hams Essen dabeighabt und an Kocher. Mia warn die Luftmatratzler und ham nix zum Beißen ghabt und san nachad ins Dorf ganga, da hammer Spaghetti gessen und a Stamperl Schnaps hat a Zehnerl kost.‘ Er prustet einen kurzen hohen Lachlaut. Brüderschaft hätten sie getrunken mit den Italienern in der Kneipe. Betrunkene wie zehn Schiffsschaukelbremsen seien sie dann zum Zelt zurück. ‚De andern san ned kemma. Ostersonntag sammer na hoam gefahrn. Die andern ham sitzend zu viert im VW übernacht. Ganz woanders. Mir ham nix zum Essen ghabt aber eine pfundige Übernachtungsmöglichkeit.‘, sagt der Wimmer.

Prochnow schneidet ihm das Wort ab: ‚Und mia ham fünf Pfund Pressack und de Blud- und Leberwürscht ins Meer neigworfa, weil mers gar ned daessn ham kenna!‘

Auch der Pensionist von der Bavaria Naturdarm, der sich so beherrscht hatte, dass er statt zu lachen bloß die Nasenlöcher blähte wie ein Brauereipferd, platzte nun los.

‚Na sammer wieder hoam über Gardasee. De größtn Arschlöcher san mia, hams dahoam gsagt. Aber de andern fahrn do runter und wissen ned amoi wohi und wie das hoasd.‘ Wimmer lachte so, dass sein Lachen statt aus dem geöffneten Mund nach Innen in Richtung Magen drang. Man muss wissen, dass Wimmer und Prochnow nach dieser Reise fünf Jahre lang nicht mehr miteinander geredet haben, so sauer waren sie aufeinander. Aber seit sie beim Oberanger gemeinsam den Brand gelöscht haben, vertragen sie sich wieder.

Beide haben die Reise 50 Jahre später noch einmal unternommen. Das war aber lange nicht mehr so aufregend. Deva Marina. Total verbaut. Die Italiener unfreundlich. Darüber sprechen sie selten.

Hermann ‚Wuggy‘ Prochnow lässt sich vom Wirt nun wie immer Papier und Stift geben und beginnt die Route aufzuzeichnen. Eine Hand, an der der Daumen so groß ist wie ein Stück Lyoner zeichnet Kreuzchen, schreibt Franzensfeste, Zirler B., alte Brennerstraße, malt die Silhouette von Deva Marina. Sie wirkt wie das Burgtürmchen, das ich am frühen Nachmittag vom Zug aus gesehen habe, bevor ich eingedöst bin.

Die Zahl der Todesopfer sei weiter gestiegen, sagt die Stimme im Lokalradiosender.

Die Schafkopffreunde bestellen noch eine weitere Runde. Ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten und verabschiede mich, nicht ohne die Skizze von der Reise nach Deva Marina, die heute speziell für mich angefertigt wurde, einzustecken.

Thomas Glatz

Kommunikationsversuche XII



Bad Wörishofen (DE), 2012
Efes (TR), 2012
München (DE), 2012
Berlin (DE), 2012
Kaufbeuren (DE), 2012



Thomas Glatz

Vom Ort zum Nicht-Ort. Marc Augé und die Übermoderne

Bevor er in seinen Wagen stieg, beschloss er, noch ein wenig Bargeld am Geldautomaten abzuheben. Nachdem er auf den Auszahlungsknopf gedrückt hatte, bat die Maschine ihn noch um ein wenig Geduld, bis sie ihm die gewünschte Summe auszahlte. Die anschließende Fahrt zum Flughafen gestaltete sich ausnahmsweise nicht als Problem. Frei fließender Verkehr auf normalen und so genannten Datenautobahnen vermittelte ihm immer schon das Gefühl, dass die Welt in Ordnung sei. Zählten vormittägliche Staus auf der Zubringerautobahn zum Üblichen, so heute nicht. Nach dem Check-In wird noch genug Zeit für den Duty-free-Shop bleiben, um einen Cognac für seinen chinesischen Geschäftspartner und eine Kiste Zigarren für sich selbst zu kaufen. An der Kasse zahlte er wie immer mit Kreditkarte. Obwohl er mittlerweile ein so genannter Vielflieger war, der die Bonusmeilen nur so sammelte, empfand er noch immer jenen sentimental Charme solcher Orte. Ob Bahnhöfe, Großbaustellen, Flughäfen oder Wartesäle – sie versprachen nach wie vor Aufbruch, Abenteuer, Wechsel, Transformation, Grenzenlosigkeit, Wachstum, Fortschritt und Zivilisation.

Dass ihm in der Business-Class alles zur Verfügung stand, was er zum ungestörten Arbeiten brauchte, senkte das gefühlte Risiko ungemein. Fortschritt und Sicherheit maß er mittlerweile daran, dass der Raum, den man gerade braucht, immer schon da ist. Alles ist immer zur Hand, nichts braucht man zu entbehren. Während das Flugzeug abhob, las er einen Artikel zum Thema Euro-Marketing: Zum einen ging es darin um die systematische Berücksichtigung und Umsetzung der von der Binnenmarktharmonisierung ausgehenden Veränderungen der Makroumwelt auf die Aufgabenumwelt von Unternehmen. Auch wurden die Ausgestaltung möglicher Euro-Marketingstrategien sowie ihre Umsetzung im Instrumentebereich diskutiert. Abschließend wurde noch das Problem der Homogenisierung der Bedürfnisse und Konsumgewohnheiten im Euroraum thematisch. Auf der Konsumentenseite interessieren heute insbesondere länderübergreifende bzw. EU-weite Zielgruppen, welche eine europäische standardisierte Marktbearbeitung ermöglichen. Trotz vielfältiger Konvergenzen in den demographischen und psychographischen Merkmalen sei allerdings, zumindest mittelfristig, nicht mit einem ‚Euro-Verbraucher‘ zu rechnen. Auffällig sei in diesem Zusammenhang eine gewisse Ambivalenz, die sich durch eine Europäisierung der Verbraucher bei gleichzeitiger Rückbesinnung auf nationale oder gar lokale Werte ausdrücke.¹⁷

Er legte das Magazin zur Seite, schloss die Augen und ließ sich von einem Klavierkonzert von Joseph Haydn langsam in Richtung Stratosphäre tragen. Es war ein erhabenes Gefühl, den Raum selbst zu bewegen, und nicht umgekehrt, von ihm bewegt zu werden.

Die Dezentrierung von Raum und Identität

In dem aktuellen Nachwort seines bereits 1992 in Frankreich erschienenen Buchs ‚Non-lieux‘, Nicht-Orte, schreibt der Anthropologe und Ethnologe Marc Augé, dass wir derzeit eine urbanisierungsbedingte mehrfache Dezentrierung erleben würden.¹⁸ Rasend schnell setze sich die Urbanisierung der

¹⁷ Vgl. <http://www.wirtschaftslexikon24.net/e/euro-marketing/euro-marketing.htm>.

¹⁸ Marc Augé – Nicht-Orte, München 2010, S. 123ff.

Welt fort. Die Megastädte breiten sich aus und mit ihnen entlang der Flüsse und Verkehrswege so genannte urbane Fasern, also Räume, die die großen Ballungszentren miteinander verbinden. Achtzig Prozent der Bevölkerung der industrialisierten Länder lebe heute schon in Städten. In fünfzig Jahren wird es keine Landbevölkerung im herkömmlichen Sinne mehr geben. ‚Genau in dem Moment, da es den Anschein hat, dass die Welt zur Stadt wird, hört die Stadt auf, eine Welt zu sein‘, kommentiert der frz. Philosoph, Anthropologe und Ethnologe Marcel Hénaff.¹⁹ Die Idee der Stadt als organische Einheit und als Bild der Welt weicht einem neuen Paradigma: Das Modell der Stadt als Welt weicht dem Modell der Welt als Stadt.

Städte wie Los Angeles oder Tokio sind nicht mehr in Begriffen der klassischen Stadt zu denken, sondern nur noch in Begriffen einer urbanen Landschaft, die sich in die Welt auflöst. Dass sich der Protagonist von Don DeLillos Roman ‚Cosmopolis‘ nur noch in einer Stretchlimosine, die Wohnstatt und Büro zugleich ist, durch die Stadt bewegt, während um ihn herum die Aktienkurse wanken und die Finanzmärkte trudeln, ist das derzeit stärkste literarische Bild dieses Vorgangs. Der Kontakt zur sozialen und urbanen Umgebung wird zugunsten einer nahezu rein virtuellen Existenz aufgegeben. Globales Netz und virtueller Raum besiegeln den Tod der Stadt als organische und monumentale Einheit. Der Übergang zu einer ubiquitären, fragmentarischen und immateriellen Struktur ist nicht mehr aufzuhalten. Die höchstmögliche Disponibilität des Raumes und die Vielfalt und Auflösung der Zentren gestatten es vielleicht nur noch die Transportsysteme selbst als Monument zu denken.

Moderne Verkehrs- und Kommunikationsmittel ermöglichen heute die vollständige Entkoppelung von Stadt, Land und Industrie. Die Industrien lassen sich zunehmend nieder, wo es ihnen beliebt, und beeinflussen ihrerseits die Entwicklungen im Wohnungsbereich. Was entsteht, ist ein urbaner Archipel ohne Stadt; eine zufällige Abfolge von Agglomerationen mit einer Mischung aus Industrie- und Wohnbereich, wo wiederum Einkaufszentren und verschiedene Dienstleistungseinrichtungen entstehen, also Polizei, Feuerwehr, Verwaltung, Schulen etc.²⁰ Der hyperurbanisierte Planet lässt den öffentlichen Raum sterben und mit ihm die Stadt im klassischen Sinne. Denn die Stadt hat nun kein außen mehr, kein Gegenüber, kein Anderes.

Der Dezentrierung der Stadt entspricht die Dezentrierung des Hauses. In den Wohnungen nehmen Fernseher und Computer heute den Platz ein, der einst dem Herd zukam. Hermes hat Hestia nahezu völlig verdrängt. Die Göttin des Herdes und damit des Heimischen überlässt dem Gott des Verkehrs und des geschäftlichen Austauschs das Feld. Aller Nationalismen zum Trotz befinden sich die lokalen Werte und Identitäten auf dem Rückzug.

Die Ursache dafür liegt vor allem darin, dass auch der Einzelne zunehmend eine Dezentrierung seiner selbst erfährt. Nahezu unbewusst rüstet er sich ständig mit einem Arsenal von Instrumenten aus, die ihn permanent in Kontakt zur fernsten Außenwelt bringen. Das Handy ist zugleich Fotoapparat, Fernsehgerät und Computer. Es ermöglicht, in einer intellektuellen, musischen oder visuellen Umwelt zu leben, die vollkommen unabhängig von der aktuellen physischen Umgebung ist.

¹⁹ Marcel Hénaff – Globale Urbanität. Die Stadt als Monument, Maschine, Netzwerk und öffentlicher Raum, in: *Lettre International* (2011) 95, S. 98.

²⁰ Ebd., S. 106ff.

Ort versus Nicht-Ort

Dieser Dezentrierung entspricht nach Marc Augé eine beispiellose Erweiterung dessen, was er ‚Nicht-Orte‘ nennt. Denn mit den Phänomenen der Globalisierung und Urbanisierung ist eine extreme Ausdehnung von Transit-, Verkehrs-, Konsum- und Kommunikationsräumen verbunden. Ist ein Ort, bzw. ein anthropologischer Ort, ein Raum der nachhaltig von sozialen Beziehungen geprägt ist, so werden Nicht-Orte zeitlich nur vorübergehend oder als Durchgangsräume genutzt. In der Realität gibt es weder Orte noch Nicht-Orte im absoluten Wortsinn. Aber das Wortpaar Ort/Nicht-Ort kann durchaus als Maßstab dafür verwendet werden, den sozialen und symbolischen Charakter eines Raums zu bestimmen. Es ermöglicht ein neues Nachdenken über die Kategorie der Andersheit.²¹

Einst bezeichnete Marcel Mauss eine in Zeit und Raum lokalisierte Kultur als ‚Ort‘. Und dieser Begriff diente in der Ethnologie über lange Zeit als Mittel zur Vermessung der Welt. Er diente dazu, bedeutungsvolle Räume in der Welt abzugrenzen, Kulturen wie Individuen als Totalitäten zu verstehen, d.h. als ‚Sinnwelten, in deren Schoß Individuen und Gruppen, die ihrerseits nur Ausdruck sind, sich über dieselben Kriterien, Werte und Deutungsverfahren definieren.²² Es sind symbolische Welten, die für die Menschen, die sie als Erbe übernommen haben, vor allem Welten des Wiedererkennens sind und weniger Welten oder Mittel des Erkennens. Gemeint sind geschlossene Systeme, in denen nahezu alles Zeichen ist, oder Ensembles aus Codes, für die manche den Schlüssel besitzen und ihre Gebrauchsweise kennen. Man denke nur an halb fiktive, aber effektive Totalitäten wie Kosmologien, von denen manche so schön sind, das man glauben könnte, sie seien nur zur Freude von Ethnologen erfunden worden. Es ist gleichsam das Bild einer ein für allemal begründeten Welt, die nicht wirklich noch erkannt werden muss. Man kennt alles bereits, was erkannt werden könnte: den Boden, den Wald, die Quellen, die Kultstätten, die Heilkräuter, die Heiratspraktiken, den Tausch, die Spiele etc. Rituale und Ursprungmythen dienen dazu, alles Unvorhergesehene, also das Ereignis, einem bestimmten Diskurs oder einem bestimmten Diagnoseverfahren zuzuordnen. Ob Geburt, Krankheit oder Tod, nichts darf die kulturelle Ordnung und soziale Hierarchie erschüttern. Das unvorhergesehene Ereignis wird hier nicht erkannt, sondern allenfalls wiedererkannt. Die Identität des Ortes sorgt für die Begründung als Gruppe wie für die kulturelle Einheit.²³ Es ist die Idee einer Ethnie als Insel, in der sich innere wie äußere Grenzen kaum ändern, sondern fast immer nur bestätigen lassen. Es ist der Traum des Ethnologen, sofern hinter der Idee der kulturellen Totalität und der lokalisierten Gesellschaft der Gedanke einer wechselseitigen Transparenz von Kultur, Gesellschaft und Individuum steht. Insofern ist der anthropologische Ort ‚das Sinnprinzip für jene, die dort leben, und das Erkenntnisprinzip für jene, die ihn beobachten.²⁴

²¹ Marc Augé – Nicht-Orte, München 2010, S. 33.

²² Ebd., S. 41.

²³ Ebd., S. 52f.

²⁴ Ebd., S. 59.

Der Ort Marcel Prousts

Der Aufgabe und Funktion des Raumes als Ort hat Marcel Proust eine eindrucksvolle moderne Deutung gegeben. Auf den Anfangsseiten seiner Suche nach der verlorenen Zeit heißt es: ‚Sicherlich war ich jetzt wirklich wach: mein Körper hatte eine letzte Drehung vollzogen und der gute Engel der Gewissheit hatte alles um mich herum zum Stillstand gebracht, mich in meinem Schlafzimmer unter meine Decke gebettet und in der Dunkelheit meine Kommode, meinen Schreibtisch, meinen Kamin, die Straßenfenster und die beiden Türen annähernd an den richtigen Platz gestellt. Aber wenn ich jetzt auch noch so gut wusste, dass ich mich nicht in den Behausungen befand, von denen mir die Unwissenheit des Erwachens einen Augenblick lang wenn auch nicht ein deutliches Bild vor Augen gestellt, so doch glaubhaft gemacht hatte, dass sie vielleicht gegenwärtig wären, so hatte doch meine Erinnerung einen Anstoß erhalten; ich versuchte nicht gleich wieder einzuschlafen; den größten Teil der Nacht brachte ich damit zu, mir unser Leben von früher vorzustellen, in Combray bei meiner Großtante, in Balbec, in Paris, in Doncière, in Venedig und an anderen Orten, mir die Stätten und die Menschen, die ich dort gekannt, ins Gedächtnis zurückzurufen, was ich selbst von ihnen gesehen und was man mir erzählt hatte.²⁵

In Sinne Prousts sind Orte Räume, die es einem gestatten, sich aus dem Nichts zu ziehen.²⁶ Ohne sie gibt es weder Identität, noch Zivilisation, noch Geschichte, auch nicht die eigene. In dem berühmten Anfang aus dem ersten Teil von Prousts ‚Auf der Suche nach der verlorenen Zeit‘ erwacht der Protagonist nächtens aus dem Schlaf. Schritt für Schritt beschreibt er, wie sich sein Ich durch die Vergeßlichkeit des Ortes, an dem er sich befindet, allmählich wieder in seinen originalen Zügen zusammensetzt. Hatte ihn die fehlende Orientierung im Raum zunächst in den Zustand eines Höhlenmenschen versetzt, ausgestattet mit dem Seinsgefühl eines Tieres, wie der Erzähler sagt, so führt die zunehmende Orientierung im Raum langsam zur Rückkehr der eigenen Identität und der dazugehörenden Erinnerungen.

‚Mit dem Raum umzugehen,‘ schreibt der französische Kulturphilosoph, Soziologe und Historiker Michel de Certeau, ‚bedeutet also, die fröhliche und stille Erfahrung der Kindheit zu wiederholen; es bedeutet am Ort anders zu sein und zum anderen überzugehen.²⁷ Die fröhliche und stille Erfahrung der Kindheit, das ist die erste Reise, die erste Erfahrung des Andersseins, die erste Erkenntnis seiner selbst als ich und als anderer. Nicht nur die Erfahrung des Spiegels ist fundamental, sondern auch die erste Durchquerung des Raumes als Ort. Erst in der Erfahrung des geometrischen Raumes in seiner Einmaligkeit und Unveränderlichkeit bildet sich jenes Gedächtnis, das es dem Einzelnen erlauben wird, sein Verhältnis zu sich und zur Welt zu bestimmen.

²⁵ Marcel Proust – In Swans Welt. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Erster Teil, Frankfurt/M. 1964, S. 16.

²⁶ Ebd., S. 12.

²⁷ Michel de Certeau – Kunst des Handelns (frz.: L'Invention de quotidien), Berlin 1988, S. 208.

Die drei Dimensionen des Ortes

Für Marc Augé gibt es zumindest drei Merkmale, die Orte gemeinsam haben: Sie verstehen sich als identisch, relational und historisch.²⁸ Orte haben z.B. als Geburtsorte einen identitätsbestimmenden Faktor. Geboren werden heißt, an einem bestimmten Ort geboren werden und eine bestimmte Wohnstatt zu haben, die bestimmten Residenzregeln unterliegt. Orte sind von daher zunächst Gesamtheiten von Möglichkeiten, Vorschriften und Verboten, deren Inhalt räumlich wie sozial konnotiert ist. Als eine Ordnung, in der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden, oder als eine Konstellation von festen Punkten, ist der Ort als ein Beziehungsbündel zu verstehen. Singuläre Elemente innerhalb eines Raumes oder Territoriums werden in eine stabile Beziehung zueinander gesetzt und können deshalb Identität stiften, weil sie Orientierung und Wiedererkennen erlauben. Verschiedene politische, soziale, ökonomische und religiöse Elemente existieren in ihm gleichzeitig und stiften eine Ordnung, die gleichsam als zweite Natur begriffen werden kann, weil sie zutiefst die kognitive Organisation der Individuen prägt. Bahnen, Achsen oder Wege schaffen schließlich Kreuzungspunkte, Plätze, Märkte und Zentren, an denen Menschen einander begegnen und sich versammeln können und lassen Räume und Grenzen definieren, jenseits derer andere Menschen sich als Andere verstehen können.

Orte zeigen neben ihrer geometrischen Natur aber auch eine geschichtliche. Ein Ort ist nach Marc Augé von dem Augenblick an historisch, da er sich in der Verknüpfung von Identität und Relation durch ein Minimum an Stabilität bestimmt.²⁹ Götter brauchen Altäre, Herrscher brauchen Throne und Paläste, wenn sie nicht den Zufällen der Zeitläufe anheimfallen wollen.³⁰ Der Ort ist dabei genau in dem Maße historisch, in dem er sich der Geschichtswissenschaft entzieht. Der Bewohner des anthropologischen Ortes lebt vielmehr in der Geschichte, als dass er sie schreibt.³¹

In Form des sakralen Gebäudes und des Monumentes steht der lebende Mythos im Vordergrund. Immer findet man neben dem Kirchplatz auch den Rathausplatz und ganz in der Nähe steht dann noch ein Denkmal. Individuelle und kollektive Erfahrungen werden aufs Engste zusammengebunden. Ob Feste, Prozessionen oder Initiationsriten: alles verweist auf die Immanenz des Göttlichen im Menschlichen, auf die unmittelbare Nähe von Sinn und Bedeutung, auf die Notwendigkeit der Zeichen und nicht auf ihre Kontingenz.

Denn Orte sind das Gegenteil des Transitorischen, Provisorischen und Ephemereren. Sie vermitteln vielmehr Dauer und Identität. Jenseits aller Nostalgie und abstrakter Erinnerung gestatten Orte keinen Tourismus im Nahbereich oder ein städtisches Nomadentum. Orte ermöglichen vielmehr ein Sichwiederfinden. Noch bei Proust bildet das, was der Erzähler die Philosophie von Combray nennt, eine Kosmologie. Noch bei ihm ist Identität keine Frage des Erkennens, sondern des Wiedererkennens. Die Erinnerung an den Geschmack einer in Tee getauchten Madeleine lässt den Ort der Kindheit, Combray, in seiner ganzen Fülle wiederauferstehen, die verlorene Zeit wird wiedergefunden.

²⁸ Marc Augé – Nicht-Orte, München 2010, S. 59.

²⁹ Ebd., S. 60.

³⁰ Ebd., S. 65.

³¹ Ebd., S. 61.

Die solitäre Vertraglichkeit des Nicht-Ortes

Nicht-Orte hingegen sind weder identitätsstiftend, noch haben sie eine. Sie sind weder relational noch historisch. ‚Ort und Nicht-Ort sind fliehende Pole,‘ schreibt Augé.³² Der Raum des Nicht-Ortes schafft seiner Auffassung nach keine besondere Identität und keine besondere Relation, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit.³³ Der Nicht-Ort beherbergt keinerlei organische Gesellschaft, sondern zu Passagieren, Kunden, Benutzern oder Rezipienten homogenisierte Individuen, die lediglich am Ein- oder Ausgang nach ökonomischen und juristischen Kriterien behandelt werden.

Nach Marc Augé unterscheiden sich Orte von Nicht-Orten vor allem dadurch, dass die einen einen organisch-sozialen Raum konstituieren, die anderen hingegen nur eine ‚solitäre Vertraglichkeit‘.³⁴ Ob nun Bahnhöfe, Flughäfen, Autobahnen, Hotelketten, Freizeit- und Erlebnisparks, Einkaufszentren oder Flüchtlingslager: Die Vermittlung der Individuen in Verkehrs-, Transit-, Freizeit- oder Handelsräumen erfolgt vor allem über Vorschriften, Informationen und Verbote, also über Texte und kodifizierte Ideogramme, deren Urheber ausschließlich juristische Personen sind.

Da die Benutzer solcher Räume sich in einem Vertragsverhältnis befinden, z.B. am Ticketschalter, an der Kasse oder im Wartesaal etc., haben in ihnen Geschichte und Identität nichts verloren, sind sie doch ganz und gar auf funktionale Erfordernisse und Zwecke der Gegenwart ausgerichtet. In ihnen werden keine besonderen sozialen Beziehungen oder Begegnungen geschaffen, sondern letzten Endes nur eine von Passagieren, von Kunden oder von Autofahrern geteilte Identität: ‚Der Raum des Nicht-Ortes befreit den, der ihn betritt, von seinen gewohnten Bestimmungen‘, schreibt Augé:³⁵ ‚Er ist nur noch das, was er als Passagier, Kunde oder Autofahrer tut und lebt.‘ Hier zählt keine Individualität mehr, kein Recht auf Anonymität ohne vorherige Identitätskontrolle. Nur wer unschuldig ist, erlangt Zugang zu ihnen. Immer stellt die im Voraus oder im Nachhinein erfolgte Prüfung der Identität, die biometrisch und auf kleinen Chipkarten gespeichert ist, sicher, dass nur Befugte den Raum betreten.

Der Passagier des Nicht-Ortes findet seine Identität nur an der Grenzkontrolle, der Zahlstelle oder der Kasse des Supermarktes. ‚Als Wartender gehorcht er denselben Codes wie die anderen, nimmt dieselben Botschaften auf, reagiert auf dieselben Aufforderungen.‘³⁶ Es ist ein seltsames Bild seiner selbst, mit dem er hier konfrontiert wird: ‚Das einzige Gesicht, das er sieht, die einzige Stimme, die Gestalt annimmt in dem schweigsamen Dialog, der sich zwischen ihm und der Landschaft mit den an ihn wie an die anderen gerichteten Texten entwickelt, sind seine eigenen‘, schreibt Augé an gleicher Stelle. Es sind Gesicht und Stimme einer Einsamkeit, die umso verwirrender ist, als sie der Einsamkeit von Millionen anderen entspricht.

Der Nicht-Ort als Dekontextualisierungsmaschine

Unter der Flut der Zeichen und Bilder, die von den Institutionen des Handels und Verkehrs verbreitet werden, macht der Passagier der Nicht-Orte die Erfahrung der ewigen Gegenwart und zugleich der

³² Ebd., S. 83.

³³ Ebd., S. 104.

³⁴ Ebd., S. 96.

³⁵ Ebd., S. 103.

³⁶ Ebd., S. 104.

Begegnung mit sich selbst. Der elegante Mitvierziger auf dem Plakat, der den aufmerksamen Blick der Stewardess sichtlich genießt, ist er selbst. Der selbstbewusste Fahrer, der seinen Turbodiesel auf einer Bergstraße in den Alpen alles abverlangt, ist er selbst. Das virile Gesicht, in das sich die Frau, die gerade in den Fahrstuhl steigt, dank eines unwiderstehlichen Rasierwassers verliebt, ist er selbst.

An Nicht-Orten verdichten sich Bilder zu einem System, in dem Unterschiedslosigkeit, Gegenwart und Narzissmus zur Regel wird: Man muss es wie die anderen machen, um man selbst zu sein.³⁷ Die Bilder, die vorbeiziehen, bieten nur noch die Möglichkeit einer Vergangenheit und einer Zukunft und haben nur noch die Funktion, entleerte Individualität zu kompensieren.³⁸ In ihnen fängt die Zeit den Raum ein. Unablässig läuft das Radio und die Nachrichten des Tages tun so, als gäbe es keine andere Geschichte.³⁹

Nicht-Orte integrieren nichts, sie schaffen keine Synthese. Sie autorisieren nur für kurze Zeit, in der man sie passiert. Sie gewährleisten ausschließlich die momentane Koexistenz unterschiedlicher, vergleichbarer und gegeneinander gleichgültiger Individuen.⁴⁰ Als Benutzer des Verkehrs-, Handels- oder Bankensystems erzeugen sie den Durchschnittsmenschen.⁴¹ Hauptmerkmal der Nicht-Orte ist die Abstraktion der Beziehung ihrer Benutzer zu ihrer Umgebung: Abstrahiert wird vor allem durch die Universalisierung der Sprache, durch den beschleunigten Transit, also das An-Ihnen-Nicht-Verweilen-Können, und durch die Unverbindlichkeit, die der Durchgeschleuste zu anderen Durchgeschleusten und zur Umgebung unterhält. Die schnelle Aufnahme und Ausscheidung ist ihr Ziel.

Der homogene und provisorische Charakter von Nicht-Orten löst schließlich alle Kontexte auf. Als Schnittstellen oder Übergangs- bzw. Zwischenräume sind sie die Maschine des globalen Wandels und Werdens und gleichsam der Inbegriff von Kontingenz und Virtualität. Man ist immer gleichzeitig hier und dort; immer virtuell an einem anderen bzw. an jedem Ort. Im Sinne Marcel Hénaffs sind Nicht-Orte Transformationsräume des Monumentalen zum Virtuellen.⁴² Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten gilt an ihnen nicht mehr: Universalität und Kontingenz gehen hier Hand in Hand. War das Universelle einst dadurch definiert, dass es sich der Kontingenz entzieht, so verliert dieses Prinzip am Nicht-Ort seine Gültigkeit. An ihm geht der alte Traum der Ubiquität in Erfüllung. Denn wo ich überall gleichzeitig bin, bin ich immer anderswo, bin ich immer im Übergang. Wahr oder falsch gibt es an diesem Anderswo nicht mehr. Hier weicht Wirklichkeit und Notwendigkeit der reinen Möglichkeit.

Nicht-Orte sind das Maß unserer Zeit, aber ein nahezu ausschließlich quantifizierbares Maß. ‚In der Anonymität des Nicht-Ortes spüren wir‘, schreibt Augé, ‚ein jeder für sich allein, das gemeinsame Schicksal der Gattung.‘⁴³ Dieselben Hotelketten, Franchiseunternehmen, dieselben Fernsehsender, dieselbe Architektur und dieselben Events umspannen den Globus und suggerieren, dass die Welt fast überall die gleiche sei.

³⁷ Ebd., S. 106.

³⁸ Ebd., S. 91.

³⁹ Ebd., S. 105.

⁴⁰ Ebd., S. 110.

⁴¹ Ebd., S. 101.

⁴² Marcel Hénaff – Globale Urbanität. Die Stadt als Monument, Maschine, Netzwerk und öffentlicher Raum, in: *Lettre International* (2011) 95, S. 110f. Vgl. auch die Zusammenfassung von Petra Kempf, in: dies., (K)ein Ort Nirgends. Der Transitraum im urbanen Netzwerk, Karlsruhe 2008, S. 35-46.

⁴³ Marc Augé – Nicht-Orte, München 2010, S. 119.

Die Übermoderne als Schicksal

Das entscheidende Kennzeichen einer solchen Welt ist das Übermaß. Deshalb befinden wir uns nach Augé nicht mehr in der Postmoderne, sondern in der Übermoderne. Für ihn ist die Übermoderne die Vorderseite einer Medaille, deren Kehrseite die Postmoderne bildet – gleichsam das Positiv eines Negativs. Nicht die Enttäuschung von der modernen Fortschrittsidee, die Enttäuschung vom Kapitalismus, die Enttäuschung vom Liberalismus, vom Postkommunismus, vom Sozialismus oder vom Universalismus sind die wichtigsten Zeichen der heutigen Sinnkrise. Aus anthropologischer Perspektive ist es vielmehr das Übermaß, das sie bestimmt.

Laut Augé ist die Übermoderne durch drei Figuren des Übermaßes bestimmt: durch die Überfülle der Ereignisse, die Überfülle des Raumes und die Individualisierung der Referenzen.⁴⁴ Aus der Sicht der Übermoderne hat die Schwierigkeit, die heutige Zeit zu denken, zunächst ihren Grund in der Überfülle der Ereignisse. Es ist die Konsequenz einer banalen Beobachtung, und zwar dass Geschichte sich unaufhaltsam beschleunigt. Kaum sind wir ein bisschen älter geworden, da ist unsere Vergangenheit bereits Geschichte, und unserer individuelle Geschichte ist Bestandteil der Geschichtswissenschaft. Die sechziger, siebziger und achtziger Jahre gehen so schnell in die Geschichte ein, wie sie daraus hervortraten. ‚Die Geschichte ist uns auf den Fersen. Sie folgt uns wie ein Schatten, wie der Tod‘, schreibt Augé.⁴⁵ Ob die Beatles, 1968, der Vietnamkrieg, der Fall der Mauer, der Zerfall der Sowjetunion, der Golfkrieg, die Euro-Krise usw., die Beschleunigung der Geschichte zeigt sich in einer Vielzahl von Ereignissen, die von niemandem vorhergesehen wurden.

Wir befinden uns in einem Dilemma. Denn wir kommen angesichts der Ereignisdichte nicht damit hinterher, unserer Gegenwart und Vergangenheit einen Sinn zu geben, zumal wir heute in der Situation sind, der ganzen Welt einen Sinn geben zu müssen. Trotz aller Anstrengungen der Historiker gestattet es die Überfülle der Ereignisse nicht mehr, Zeit als intelligibles Prinzip zu verstehen und ein Identitätsprinzip darin unterzubringen.⁴⁶

Die zweite Gestalt des Übermaßes betrifft den Raum. Das Übermaß an Raum ist das Korrelat zur Verkleinerung des Planeten. Ganz sicher leben wir im Zeitalter eines Wechsels der Größenordnungen, was die Eroberung des Weltraumes anbelangt, aber auch auf der Erde: die ersten Schritte in den Weltraum reduzieren unseren Raum auf einen winzigen Punkt und öffnen doch zugleich die Welt für uns. Zugleich sorgt die Schnelligkeit der heutigen Verkehrsmittel dafür, dass der Abstand zwischen zwei beliebigen Hauptstädten auf wenige Stunden schrumpft. Satelliten- und Fernsehbilder erlauben uns schließlich einen zeitgleichen Blick auf Ereignisse, die gerade am anderen Ende der Welt stattfinden. Echtzeit und Simultanität eröffnen einen Raum, in dem weder Identität noch Relation noch Geschichte Sinn machen.

So wie die Erkenntnis der Zeit durch die Überfülle der Ereignisse immer komplizierter wird, so die Erkenntnis des Raums durch den radikalen Wechsel der Größenordnungen. Begründet liegt er in der

⁴⁴ Ebd., S. 38ff., S. 47 und S. 108.

⁴⁵ Ebd., S. 35.

⁴⁶ Ebd., S. 34.

Vermehrung der bildlichen und imaginären Möglichkeiten, die Welt zu erfassen, und in der spektakulären Beschleunigung der Verkehrsmittel. Beides hat physische Konsequenzen: die Verdichtung der Bevölkerung in den Städten und die damit verbundenen Wanderungsbewegungen führen zu einer starken Zunahme von Nicht-Orten.

Die dritte Figur des Übermaßes ist die Figur des Ich bzw. des Individuums. Das Individuum versteht sich heute als Welt. Alles möchte es aus sich heraus und für sich verstehen. Augé nennt das ‚Individualisierung der Referenz‘.⁴⁷ Sinnsuche findet nur noch auf individueller Ebene statt, da es keine festen anthropologischen Bezugssysteme mehr gibt. Flucht in sich selbst, Angst vor sich und den anderen, aber auch eine neue Intensität der Erfahrung, der Performanz und der Revolte sind symptomatisch.⁴⁸ Vor allem drängen sich dem Individuum gänzlich neue Erfahrungen von Einsamkeit auf, die in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen mit der Vermehrung von Nicht-Orten. Ohne die Aufhebung des Raumes und der Zeit im Sinne von Ubiquität und Simultanität kann die Individualisierung der Referenzen nicht verstanden werden. Die Einzelnen fragen sich immer häufiger, wohin sie gehen, weil sie immer weniger wissen, wo sie sind.

Die Übermoderne findet nach Augé ‚ihren vollkommenen Ausdruck auf natürliche Weise in den Nicht-Orten‘.⁴⁹ Dieser Raum der Übermoderne ist durch einen entscheidenden Widerspruch geprägt: Er hat es zwar stets nur mit Individuen zu tun, mit Kunden, Passagieren, Verbrauchern und Zuschauern, doch er identifiziert, sozialisiert und lokalisiert sie lediglich am Eingang oder am Ausgang.⁵⁰ Orte und Nicht-Orte überschneiden sich heute gegenseitig. Der Nicht-Ort ist dabei das Gegenteil der Utopie, er existiert nämlich, beherbergt aber keinerlei organische Gesellschaft. Seine Möglichkeit ist heute an jedem beliebigen Ort gegeben.

Verloren im Transit

In der Übermoderne ist man immer noch und niemals mehr zu Hause. Cineastisch im Jahr 2004 eindrucksvoll auf den Punkt gebracht hat dieses Lebensgefühl Sofia Coppola in ‚Lost in Translation‘. Er ist weniger ein Film über Probleme interkultureller Kommunikation als über Menschen, die scheinbar unentrinnbar in einen Zwischenraum gelangt sind und fortan nicht mehr wissen, wie sie aus diesem Dazwischen wieder herauskommen sollen. Das luxuriöse Park-Hyatt-Hotel, in dem sich die Protagonisten bezeichnenderweise im Fahrstuhl das erste Mal begegnen, kommt mitten in der 40 Millionen Einwohner bergenden Metropolenregion Tokio einer Burg gleich, die ihre Insassen vor einer fremdem Umgebung schützen soll. Die Geborgenheit, die sie bietet, ist allerdings nur simuliert. Nur allzu gut wissen die Protagonisten, dass sie in einem funktionalen Trott gefangen sind, den sie weder ganz durchschauen noch verändern können. Die Homogenität und die Funktionalität der Umgebung, der Jetlag, das Warten am Flughafen, am Taxistand, am Aufzug, am Drehort, ist für sie so zermürbend, dass Teilnahmslosigkeit zum Hauptmodus der eigenen Psyche wird. Harris' sinnentleerte Dauerwiederholung des Slogans ‚For relaxing times, make it Suntory time!‘ ist symptomatisch. Die höhere

⁴⁷ Ebd., S. 46.

⁴⁸ Ebd., S. 119.

⁴⁹ Ebd., S. 108.

⁵⁰ Ebd., S. 110.

Intensität, die der Regisseur des Werbespots permanent von ihm fordert, ist an einem solchen Ort unmöglich geworden. Hier herrschen unerbittliche Gesetze der ewigen Wiederkehr des Gleichen.

Verloren im Transit, fühlen sich beide Protagonisten losgelöst – ohne festen Halt, ohne Sinn und ohne Boden. Ihre Einsamkeit korrespondiert der Frequenz nicht-menschlicher Vermittlung von Individualität und Gesellschaft. Die unheimliche Schwerkraft der sie umgebenden Agglomeration von Nicht-Örtlichem scheint aus ihnen alles Lebendige ziehen zu wollen, um sie in einem emotionsfreien Zustand zu konservieren.

Gefangen im Raumschiff Park-Hyatt steht plötzlich das eigene Leben fundamental in Frage. Erst das verliebte Sich-Erkennen und Wiederfinden im Anderen bringt wieder festen Boden unter die Füße. Die Stumpfheit verschwindet und ein Gefühl von Aufbruch und Freiheit kehrt zurück. Wenn Harris auf skurril-komische Weise Roxy Musics ‚More than this‘ in einer Karaokebar Charlotte zuliebe singt, ist nicht nur die Auswahl des Songs bezeichnend. ‚Nur wenn das, was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles,‘ hatte bekanntermaßen Adorno geschrieben.⁵¹ Inmitten von allem Unechtem findet Harris wieder Kraft, seiner Resignation Widerstand zu leisten und seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Seine Mauer aus lakonisch-resignativer Einsamkeit zerbricht, und ein Bedürfnis nach jugendlicher Individualität und Freiheit macht sich in ihm breit. Er spürt wieder die Kraft, Nein zu sagen. Wie bei Camus ist die Revolte nun wieder eine erste Selbstverständlichkeit und entreißt den komplett ins Absurde gestellten Menschen seiner Einsamkeit.⁵²

Bereits der Soziologe Georg Simmel diagnostizierte für die Großstadt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine seltsame seelische Krankheit: die Blasiertheit. Ihr Wesen sei eine ‚Abstumpfung gegen den Unterschied der Dinge‘. Die Fähigkeit, die Bedeutung und den Wert der Unterschiede der Dinge und damit die Dinge selbst zu erkennen, verkümmere zunehmend an jenen Brutstätten der Blasiertheit, die die modernen Großstädte für Simmel darstellen. Die unerhörte Quantität an Reizen, die sie bieten, schlägt in eine neue Qualität um. Zur nervlichen Selbsterhaltung verdammt, muss der Einzelne die ganze objektive Welt entwerten, um gleichzeitig sich selbst zu entwerten. Um nicht in den Strudel fortwährender Selbst- und Weltentwertung heillos hinabgezogen zu werden, reagiert er mit Blasiertheit. Sie bietet ihm die einzige Möglichkeit, sich mit den Inhalten und Formen des Großstadtlebens abzufinden: Er verweigert schlichtweg die Reaktion auf sie.⁵³ Das auf Geld- und Güterverkehr ausgelegte Leben in der Großstadt bildet deshalb ein untrennbares Ganzes. So wie das Geld den Dingen durch Äquivalenz ihre Farbe nimmt, so auch den Menschen. Die Negierung von Individualität, reine Verstandesmäßigkeit und Berechenbarkeit, Gleichgültigkeit, Dissoziation und Einsamkeit bestimmen das Großstadtleben und zerstören das, was der Mensch eigentlich ist: ein Unterschiedswesen.⁵⁴

Nicht-Orte dienen als Katalysatoren dieses Nivellierungsprozesses. Die Nichtigkeit von Menschen und Dingen wird an ihnen manifest. Um noch einmal mit Simmel zu sprechen: Sie unterminieren den

⁵¹ Theodor W. Adorno – Meditationen zur Metaphysik, in: Ders. – Philosophie und Gesellschaft, Stuttgart 1984, S. 161.

⁵² Albert Camus – Der Mensch in der Revolte, Hamburg 1969, S. 38f.

⁵³ Georg Simmel – Die Großstadt und das Geistesleben, in: Ders. – Philosophische Kultur, Frankfurt/M. 2008, S. 909.

⁵⁴ Ebd., S. 905.

Widerstand des Individuums, in einem gesellschaftlich-technischen Mechanismus nivelliert und verbraucht zu werden.⁵⁵ Die äußere Bewegungsfreiheit, die sie bieten, verhält sich umgekehrt proportional zur inneren. Je mehr äußere Grenzen fallen, desto zahlreicher werden die inneren. Zwang und Notwendigkeit führen im eigenen Selbst ein unerbittliches Regime.

Last Exit Mikrokosmos

Im Jahr 2046 herrscht in Won Kar-wais gleichnamigem Film völlige Ortlosigkeit. Die Zeit ist zur totalen Gegenwart erstarrt, weil Leben nur noch im Übergang passiert. Liebe gibt es nur noch im Transitraum eines Zuges, der sich auf einer Reise in eine sich immer weiter entfernende Zukunft befindet. Vergeblich versucht der Japaner Tak den Androiden, in den er sich unsterblich verliebt hat, dazu zu überreden, diesen Zug ohne Wiederkehr zu verlassen. Aus alptraumhaften Riesenstädten des Jahres 2046 blicken die Protagonisten sehnsuchtsvoll zurück in eine Zeit, als Gefühle und Erinnerungen noch einen Ort hatten. Ihre Blicke sind wie Bilder der Raumsonde Voyager just im Augenblick ihres Verlassens unseres Sonnensystems: ein kurzer melancholischer Blick zurück und danach ab ins Nichts.

Der Mikrokosmos eines Hotels aus den 60er-Jahren, vor allem das schäbige Hotelzimmer mit der Nummer 2046, wird schließlich zum utopischen Halte- und Fluchtpunkt für eine Zukunft, in der die Diktatur der Gegenwart nahezu total geworden ist. In der Erinnerung an das Zimmer 2046 hört der Raum auf, zur Zeit zu werden, und die Zeit wird allmählich wieder zum Raum. Nur von hier aus ist Widerstand gegen eine Zukunft eiskalter Gegenwart noch möglich. So mag insgesamt die Aufhebung des Ortes zwar der Höhepunkt einer jeden Reise sein, ihr Ziel ist es nicht: Das ist der wiedergefundene Ort, die wiedergefundene Zeit und vielleicht die wiedergefundene Zweisamkeit.

Michael Löhr

Die Viren der Popkultur

Freitagabendstau in Mexiko Stadt. Im Radio läuft Rick Astley.⁵⁶ Der sollte eigentlich weltweit durch sein, ungehört versenkt in den Annalen der Popgeschichte und das aus gutem Grund. Warum hält sich so etwas im Rundfunk Mittelamerikas? Was für Verbreitungswege für diese Art von schlechter und extrem zeitgebundener Musik ist die Basis dieser Belästigung? Und vor allem: Wie konnte diese Belästigung sich hier in Mexiko so lange halten? Eine Virologie der Popkultur könnte einem weiterhelfen, wenn sie denn vorläge. Vielleicht ein guter Anlass um ein paar mögliche Eckpunkte dieses Felds abzustecken.

Wege der Ansteckung

Denkt man in Richtung einer popkulturellen Virologie geht es um Konnektivität. Noch gar keine Frage nach Sender und Empfänger, sondern nur Zeichen und Symbole, Signale, die fließen. Verbindungen,

⁵⁵ Ebd., S. 905.

⁵⁶ Rick Astley war ein wahrscheinlich gecastetes und clean herausgeputztes männliches Sternchen im legeren Businesslook des englischen Produzententeams Stock, Aitken, Waterman. Mit ihm entstanden eine Reihe bedeutungsloser und zeitbezogener Produktionen, die in dieselbe Zeit und dasselbe Umfeld fallen, wie z.B. die ersten musikalischen Gehversuche der karrieretechnisch wesentlich hartnäckigeren Australierin Kylie Minogue.

die hergestellt werden. Multiplikatoren, Senken der Aufmerksamkeit, zugeschüttet mit Popmusik. Ich bin ans Autoradio angeschlossen, Max hängt am Internet, bei Anne läuft MTV, Gerhard sitzt in der Style-Dönerbude mit dem Mix-USB-Stick. Der Kram fließt, mediale Virenschleudern wie Grippekranke in einer überfüllten und überheizten Straßenbahn. Abkoppeln geht nicht, will man nicht seine Sozialität gleich mit entsorgen. Verweigert man sich den Massenmedien, kommt der Virus dann beim Abendessen mit Florian und Jessica um die Ecke, wenn die neueste CD bei einem guten Glas Wein eingelegt wird. Man kann die Ströme nicht kappen.

Distributionen

Es geht schnell und die Durchsetzungsmuster sind intransparent. Die Kulturindustrie ist eine Maschine, die Viren auswirft, ein virales Hochleistungskatapult. Halbstrategisch designt, in die Netze gedrückt, über alles überformende Kommunikationsmaschinen in Nährlösung gehalten bis klar ist, ob sich der Konsument als Wirt eignet. Wenn ja, dann Momente extremer Beschleunigung, Vermehrung, Verbreitung. Explosion der Aufmerksamkeitsökonomie, unmittelbare Besetzung des episodischen Gedächtnisses, Assimilation. Erinnerungsmuster schaffen proprietäre Wohnstätten für den Virus, weitere Konnektivitäten mit dem Alltagsvollzug von Tausenden. Sie speisen ihre Subjektivität zurück in die Netze. Neue Kontextualisierungen, Zeichen, die sich gegenseitig stützen. ‚Weißt Du noch, das lief doch am Baggersee?‘

Kritikalität

Ab einer gewissen Virenlast der Netze und Medien lassen sich popkulturelle Kontaminationen nicht mehr wirksam eindämmen. Der Infektionsherd ist nicht mehr zu umreißen, Chartplatzierungen sind leidliche Diagnoseinstrumente, zeigen den Befall. Gemeinsame kontaminierte Erlebniswelten entstehen und saugen immer mehr Konsumenten ein. Kollateralschäden. Abgrenzungsversuche setzen nur neue Kognitionsanker der emotionsgetränkten Abscheu, denn auch der geäußerte Ekel frisst Aufmerksamkeit, nimmt Bezug auf den Krankheitskeim und ist damit schon Infektion.

Der Virus wurde in die Erlebnisketten von zu vielen Menschen eingebaut. Sie haben geliebt oder gelitten während der Virus Wahrnehmungskanäle besetzt. Haben ihr neues Auto eingefahren oder ein Eis ist ihnen auf die Hose gefallen.

Krankheitsverläufe

Popkulturelle Virologie kennt keine Krankheit, keinen normativ positiven Funktionszustand, den das Virus unterminiert. Heilung ist unmöglich. Schadenstopologien können so nicht aufgestellt, keine Normalität definiert werden. Es geht um Wirklinien, Modifikationen der generellen kulturellen Ästhetik, der Welt der Zeichen und Symbole. Pandemien sind Modifikationen ästhetischer Landschaften. Kurzfristig besetzen neue Viren die sichtbare Oberfläche nahezu vollständig, verbinden sich mit der Umgebung zu einem schrillen, ständig präsentem Brei und verschwinden wie ein greller Sommer, versinken im kognitiven Sediment einer Generation. Der Genesungsprozess ist strikt an die Konjunkturen des

Gesamtsystems gekoppelt, der individuelle Krankheitsverlauf deckt sich beim Mittelwert mit der übergreifenden Transformation der kulturellen Landschaft.

Die einzelnen Nummern bleiben eingeschrieben in die Biografie wie im Sediment der Kultur, auf einer Speicherebene, an die Worte nur in Ausnahmefällen kommen. Eine Vernichtung durch Psychotherapie ist schon von daher schlicht nicht möglich. Gealterte Popkultur ist bereits tot, ihrer Entstehungszeit und kulturellen Verortung entrissen existiert sie als Wiedergänger, als Zombie, fort und die können bekanntlich nicht wirklich getötet, bestenfalls verstümmelt werden.

Die Einlagerung in so viele Leben führt ganz offensichtlich auch zu einer Prolongation der technischen Speicherung. Menschen mit schwacher Virenlast stellen noch immer einen Markt für Tonträger dar. Die popkulturellen Viren werden in ihrer untoten, verdünnten, dekontextualisierten und deterritorialiserten Version weiter freigesetzt. Das führt nicht unbedingt zu neuen Infektionswellen alten Ausmaßes, aber wohliges Fieber, Abscheu, vielleicht eine Sommergrippe sind die Folge. Es gibt nur wenig Neuinfektionen in der jeweiligen Generation unter 30.

Die Materialität der Pathologie

Seit der Jahrtausendwende hat sich die materielle Ausprägung der Konnektivitäten zumindest partiell geändert. Der Punkt der Mehrwertproduktion, der Point of Sale, ist zunehmend weniger der Plattenladen und mehr und mehr das Internet. Die Materialität der Archive verlagert sich aus dem privaten Raum in die Netze, die angeblich nichts vergessen. Hier treffen wir nur auf eine Verschärfung der virologischen Situation, auf keine echte Neuerung. Schon vor dem Netz gab es Virusschleudern der Prolongation, kleine Kulturunternehmer, die ganze Virenstämme unter der Flagge ‚Neuveröffentlichung‘ auf Vintage-Labeln wieder in das Bewusstsein pumpten. Auch das Untote bringt richtig eingesetzt Geld.

Immunisierung (Risikogruppen)

Der Infekt breitet sich nicht homogen aus. Es gibt Risikogruppen. Adoleszenz und Flucht aus der Arbeitsgesellschaft schwächt das Immunsystem. So wird man leichter zum Wirt, zum Multiplikator. Das individuelle kommunikative Netz ist dann noch aufgeladen mit Popkultur als Teil von Sinnstiftung, Sozialität und Lebensbewältigung. Diese Disposition, diese Anfälligkeit lässt über die Jahre nach. Das Motiv des kultivierten Menschen jenseits der 40 setzt nicht auf Pop und spielt ohnehin nur noch eine geringe Rolle in den postindustriellen Erfolgsmaschinen. Man könnte Infektionen mit kulturellem Kapital verwechseln, doch die mit Pop gefüllten kognitiven Speichersysteme werden in der mittleren Phase des Lebens massiv diskontiert. Ihre distinktive Funktion verblasst durch Themenverschiebungen und altersbedingte Entwertung. Meist werden auch die Räume enger, die die Anfälligkeit produziert und konserviert haben, die kommunikativen Netze werden mit anderen Informationsfluten aufgeladen, die die Rezeptoren verstopfen: Familie, Bankgeschäfte, Kredit, Altersvorsorge, Garten, Urlaub. Vergangene Infektionen sind introjiziertes Panorama. Weißt du noch, damals?

Virale Überlebensstrategien – die Mutation

Erfolgreicher Befall motiviert und zieht Gestaltungsenergie an. Die EDV nennt so etwas eine Sicherheitslücke. Mutationen entstehen, werden zielgerichtet designt um das Einfallstor zu nutzen solange es nicht geschlossen und vernarbt ist. Selten brechen diese mutierten Viren in dieselben Pandemie-regionen auf, wie ihr Stamm. Veritable Distributionen sind trotzdem möglich, schwingen sich gar in ihrer Summe manchmal zu einem Genre, zu einer Ära auf. In diesem Fall besteht die Möglichkeit vollkommen neuer Konnektivitäten. Musik verbindet sich mit Mode, Politik und Lebensstil. Eine spezifische Pathologie wird zur Kennzeichnung einer Generation genutzt, der Virenstamm als Gründer, Verkörperer eines Lebensgefühls in die Annalen und die Recyclingzyklen des Systems eingeschrieben.

Virale Überlebensstrategien – das Revival

Die Mutation prägt die viralen Überlebensstrategien. Der originäre Krankheitserreger kann nach der ersten Pandemie nur noch auf kleinere Infektionsherde setzen. Ein gesteuerter Versuch hier weiter Verbreitung zu erreichen ist das Revival. Zielpublikum sind die tendenziell immunisierten Älteren. Es ist ein Wühlen im Sediment, im Trüben der pluralisierten ‚Special Interest‘-Gesellschaft, Ankoppelung an Blödmaschinen. Zu sehen nur, wenn man in dieselbe Schublade starrt, wie die in der Zeit eingefrorenen ‚Fans‘.

Die Virologie der Taxifahrt in der Fremde

Wir sind inzwischen nicht wirklich weiter gekommen in unserem Taxi in Mexiko City. Inzwischen läuft jedenfalls *Rhythm of the Night*⁵⁷. Tags und Aufkleber zieren die Parkverbotschilder am Straßenrand. Man kann sie gut erkennen, denn das Taxi quält sich noch immer durch den Stau, der hier um diese Zeit Alltag ist. Genau wie das Radioprogramm.

Aus dem Plattenarchiv

Bad Religion – Suffer (1988)

Jenseits des zerstörten Menschen liegt Los Angeles. Die Stadt der Engel ohne Engel und ohne Urbanität. 320 Sonnentage, ein unendliches Legocluster kleinteiligen Privatbesitzes in einem Wüstenbecken, das von riesigen Betonkanälen mit Wasser versorgt wird. Kein Zentrum, kein Versuch im öffentlichen Raum Bedeutung zu schaffen. Oder um es mit Jean Baudrillard zu sagen: ‚Warum läßt uns Los Angeles [...] nicht mehr los? Eben weil hier alles Tiefe abgeschafft ist – und eine bewegliche und oberflächliche Neutralität brilliert, die Sinn und Tiefe, Natur und Kultur als Überraum der Zukunft, ohne Ursprung und Bezugspunkt, in die Schranken weist.⁵⁸ ‚Suffer‘, die dritte LP der kalifornischen Band Bad Religion ist ein kleiner Aufstand des weißen Mittelstands in diesem und gegen dieses Agglomerat des ewigen Sommers, ein Versuch Bedeutung im einem sozialen Raum herzustellen, der genug Weiten der Beliebigkeit zur Verfügung stellt. Das Cover der Platte spiegelt diese Reibungsflächen der Bedeutungs-

⁵⁷ Für die Jüngeren und die erfolgreichen Verdränger der älteren Generation: Es handelt sich um DeBarge aus dem Jahr 1985 und entstammt somit auch aus dem musikalisch sündenreichen Zeitraum der Mittachtziger.

⁵⁸ Jean Baudrillard – Amerika, Berlin 2004, S. 168.

losigkeit in der endlosen Vorstadt. Auf dem Bürgersteig vor typischen kalifornischen Häusern steht ein brennendes Skate-Kid mit Bad Religion T-Shirt. Es geht wohl weniger um eine sich opfernde Selbstverbrennung, als mehr um ein Symbol. In diesen Straßen findet sich für den weißen Nachwuchs kein Daheim mehr. Hier brennt der Konflikt mit der Elterngeneration, aber auch mit der Vorstadt, die in Südkalifornien überall ist. Es mag die Repräsentation der Haltung sein, die im Song ‚Land of Competition‘ wieder aufgenommen wird:

*‘See there’s a girl who sits and watches the world from her blue screen
Also a boy who truly wants to destroy his hometown scene
They both want to travel to the land of competition
Southern California will destroy them
And they won’t be the best
They’ll be the poseurs who dress like the plastic idiots who they copy.’*

Das Phänomen des Leistungskonformismus ist einer den vielen gedanklichen Angelpunkte, um die die Texte von Bad Religion kreisen ohne ihm dabei freilich selbst zu entgehen.

Ihr Werdegang seit der für Kleinlabelverhältnisse recht erfolgreichen ‚Suffer‘ spiegelt eine spezifische Art liberaler kalifornischer Mittelstandskultur wieder. Ihr Zugang zum Punkrock ist von allen anti-intellektualistischen Tendenzen gereinigt. In keinem Akteur spiegelt sich das ausgeprägter als in Sänger und Texter Greg Graffin. Neben seiner Existenz als Punkrocksänger wird er in den Jahren nach dem Album studieren und promovieren und gelegentlich Kurse in Evolutionstheorie für Studienanfänger halten. Gitarrist Brett Gurewitz wird später Epitaph Records, ursprünglich gedacht als Veröffentlichungsplattform für die eigenen Platten, zu einem der größten Punkrock- und Alternativelabels der Welt ausbauen. Über die Jahre wird alles größer, aber nichts wesentlich anders werden, auch wenn schon die Nachfolgeveröffentlichung von ‚Suffer‘ aus dem Jahr 1989 textlich erste Einflüsse der Studienaktivitäten von Greg Graffin zeigt.

Bad Religion entwickeln sich aus dem Nukleus dieser Platte zu linksliberalen Kommentatoren der amerikanischen Kultur und Politik, immer bemüht ihrer Existenzform die Bedeutung zu verleihen, die ihrer Stadt fehlt, und die auch Punkrock per se nicht unbedingt inhärent ist. ‚Suffer‘ steht dabei am Anfang einer langen und musikalisch nicht besonders originellen Karriere. 25 Jahre ist das her. Das Album hatte für die Band damals weniger Bedeutung als ihm die popgeschichtliche Historisierung heute zuschreiben möchte. Die Veröffentlichung war – zumindest ästhetisch – eine zynische Reaktion auf das Scheitern des Vorgängers, eines synthesizergetragenen Rockalbums namens ‚Into the Unknown‘. Nach ausgiebiger Häme aus der örtlichen Szene und desaströsen Absatzzahlen kehrte man, wie es so schön heißt zu seinen Leisten zurück und zwar in einer Bewegung der ästhetischen Überaffirmation, wie es sich für echte Intellektuelle gehört. Offensichtlich nahm man dem eher puritanischen örtlichen Punkrockern ihren musikalischen Konservativismus nachhaltig übel. Dabei gibt es keine Kontrolle über die jeweilige Rezeption für den Künstler. Jede Äußerung im öffentlichen Raum ist auch ein

soziales Experiment und die stilistische Entwicklung von Bad Religion nach ‚Suffer‘ ist ein Versuch die Rahmenbedingungen dieses Experiments zu kontrollieren.

Kalifornischer Punkrock in der mit dieser Veröffentlichung vorgelegten Lesart ist in den Jahren nach ‚Suffer‘ dann noch richtig groß geworden. Die hochmelidiöse Anlage, gepaart mit dem Krach, den vor allem männliche Heranwachsende brauchen, um Reibungsflächen mit ihrem Umfeld aufzubauen, fand ein größeres Publikum. Viele der erfolgreichen Epigonen beriefen sich auf Bad Religion nach ‚Suffer‘, einige erschienen auf deren Label Epitaph und stützten so die kalifornische Erfolgsgeschichte einer Gruppe, die gesellschaftliche Bedeutungsproduktion zu ihrem Lebensinhalt machen wollte.